

JOACHIM SCHMIEDL

„LAUDATO SÍ“ – EIN KOMMENTAR

Nun ist sie endlich da. Seit Monaten wurde über die neue Enzyklika von Papst Franziskus gezwitschert. Wenige Tage vor der offiziellen Veröffentlichung wurde eine Vorversion in einer italienischen Tageszeitung lanciert, mit der Konsequenz, dass dem betreffenden Journalisten seine Akkreditierung beim Vatikanischen Pressamt entzogen wurde.

Die ersten Kommentare waren erstaunlich differenziert. Klimaforscher und Umweltexperten zeigten sich begeistert über die Wahl des Themas und die fachgemäße Behandlung. Der Papst zeige sich in allen Fragen auf der Höhe der wissenschaftlichen Diskussion. Anders die Kommentare seitens der Wirtschaft. Von deren Seite wurde dem Papst, wie schon bei seinem ersten Schreiben „Evangelii gaudium“, seine Kapitalismuskritik zum Vorwurf gemacht. Er beschreibe zu wenig die positiven Errungenschaften der Marktwirtschaft, die ohne Zweifel Millionen von Menschen Fortschritt und eine größere Lebensqualität gebracht habe. Geradezu zerrissen wurde die Enzyklika erstaunlicherweise von einigen der katholischen Kirche sonst nahestehenden Kommentatoren.

An dieser Stelle soll weder eine Inhaltsangabe der Enzyklika noch ein Kommentar zu den Kommentaren gegeben werden. Vielmehr sollen aus der Perspektive der Apostolischen Bewegung Schönstatt einige wenige Lesehilfen angeboten werden.

Zunächst ist die Enzyklika ganz „franziskanisch“. Nicht nur den Titel hat Papst Franziskus vom hl. Franz von Assisi übernommen. Die Hochachtung des Poverello vor der Schöpfung und die sensible Wahrnehmung der Bedürfnisse von Menschen, Tieren und der gesamten Schöpfung durchzieht das Schreiben. Diese Haltung entdeckt der Papst aber auch außerhalb der Kirche. Zur Gotteserfahrung in der Natur bringt er den hl. Karmeliten Johannes vom Kreuz mit dem islamischen Sufi Ali Al-Khawwas ins Gespräch.

Der Stellenwert einer Enzyklika in der lehramtlichen Diskussion lässt sich normalerweise an den Zitationskartellen der Fußnoten erkennen. Und hier fällt, wie schon in „Evangelii gaudium“ auf, dass Papst Franziskus zwar reichlich seine Vorgänger im Amt zitiert, im vorliegenden Fall besonders deren Sozialzyklen und Ansprachen bei Besuchen internationaler Organisationen und in wirtschaftlich wenig leistungsfähigen Ländern. Doch 21mal stützt er sich auf Dokumente nationaler oder kontinentaler Bischofskonferenzen. Bemerkenswert daran ist nicht nur die Tatsache an sich, sondern dass er dabei die Peripherien der Welt einbezieht und auf diese Weise den eurozentrischen Blickwinkel weitert und überwindet. Gleichzeitig macht der Papst deutlich, dass der Glaubenssinn der Gläubigen sich im Lehramt der Bischöfe der Weltkirche manifestiert. Ein weiterer Aspekt der Dezentralisierung der Kirche!

Differenziert zeigt sich die Argumentation des Papstes. Das Schreiben hat keinen spezifischen Adressaten. Es geht dem Papst um die „Sorge für das gemeinsame Haus“. Deshalb nehmen die Analysen der Umweltprobleme einen zentralen Platz ein. Auch wenn er in der Analyse die Weisheit der biblischen Erzählungen hervorhebt, hindert ihn das nicht daran, im Streben des Menschen, im Mittelpunkt zu stehen, die Wurzel der ökologischen Krise zu entdecken. Zentral ist für den Papst, eine ganzheitliche Ökologie anzuregen.

Hierin trifft er sich mit einem Anliegen, das in der Mitte der Spiritualität P. Joseph Kutenichs steht. Seine Stichworte vom „organischen Denken, Lieben und Leben“ sowie vom „naturhaften, natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus“ sind in hohem Maß anschlussfähig an Papst Franziskus. In „Laudato sí“ kommt das Wort „Beziehung“ insgesamt 78mal vor. Es ist ein Schlüsselwort, das die personalen Beziehungen ebenso umfasst wie die Gottesbeziehung und die Beziehung zur Erde. Das gleiche gilt für das Denken in Organismuskategorien. Papst Franziskus schreibt in Bezug auf die Ökosysteme: „Wie jeder Organismus in sich selber gut und bewundernswert ist, weil er eine Schöpfung Gottes ist, so gilt das Gleiche für das harmonische Miteinander verschiedener Organismen in einem bestimmten Raum, das als System funktioniert.“ (LS 140)

Dieses systemische Denken führt Papst Franziskus schließlich zu einem Kapitel, das wegen der Kleinteiligkeit und Konkretheit der Vorschläge zu Karikaturen Anlass gegeben hat, die den Papst als Patron der Mülltrennung zeigten. Der Papst lädt ein zur „Erziehung zum Bündnis zwischen der Menschheit und der Umwelt“. Es geht ihm darum, „die verschiedenen Ebenen des ökologischen Gleichgewichts wiederzugewinnen: das innere Gleichgewicht mit sich selbst, das solidarische mit den anderen, das natürliche mit allen Lebewesen und das geistliche mit Gott“ (LS 210). Der umfassende Bindungsorganismus wird mit dem universalen Liebesbündnis verknüpft. Im Sinn des Kutenichschen Axioms „Freiheit so viel wie möglich, Bindung so weit wie nötig, Geistpflege auf der ganzen Linie“ liest sich das bei Papst Franziskus folgendermaßen: „Damit die Rechtsnorm bedeutende und dauerhafte Wirkungen hervorbringt, ist es notwendig, dass der größte Teil der Mitglieder der Gesellschaft sie aufgrund von geeigneten Motivierungen akzeptiert hat und aus einer persönlichen Verwandlung heraus reagiert.“ (LS 211) Erziehung, die zum Lebensstil wird, hat die Kraft zur Veränderung der Welt. Die ganzheitliche Erziehung hat ihren Platz in der Familie.

Fazit: Die Lektüre von „Laudato sí“ lohnt sich und fordert heraus – die Fachwissenschaftler zur Diskussion der Thesen, alle Menschen zur Überprüfung des eigenen Lebensstils und der Beziehungen zu Umwelt, Mensch und Gott.

FRANZ-JOSEF TREMER

DER SONNENGESANG DES FRANZ VON ASSISI – EINE AUSLEGUNG

Im 13. Jahrhundert lebte in Italien ein Mensch, der tiefe Spuren hinterließ und der eine große religiöse Bewegung entfachte. Francesco, wie er gerufen wurde, war für viele Christen seiner Zeit ein zweiter Jesus von Nazareth. Der Hagiograf Walter Nigg hat ihn als das „Christussymbol im Mittelalter“ bezeichnet. Eine seiner wichtigsten und tiefsten spirituellen Äußerungen ist der sogenannte Sonnengesang. Dieser tiefempfundene geistliche Text des Heiligen aus Assisi soll nun Strophe für Strophe betrachtet werden:

Erhabenster, allmächtiger, guter Herr,
dein sind der Lobpreis, die Herrlichkeit
und die Ehre und jeglicher Segen.
Dir allein, Erhabenster, gebühren sie,
und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Francesco steht ganz klein vor dem großen und guten Gott. Er ist krank, als er 1225 das Lied schreibt. Trotzdem bezeichnet er den Herrn als gut, in seinem schweren Augenleiden und mit seinen Darm- und Magengeschwüren. Er lobt Gott inmitten seiner Krankheit.

(Laudato si, mi signore)
Sei gelobt, mein Herr,
mit allen deinen Geschöpfen,
vor allem Frau Schwester Sonne,
die den Tag bringt und uns leuchtet;
schön ist sie
und strahlend in großem Glanz:
von dir, Höchster, ist sie uns Gleichnis.

Als erstes Geschöpf Gottes kommt die Sonne, dieses faszinierende Himmelsgestirn, das alles Leben mit seinem Licht und seiner Wärme erst ermöglicht. Die Sonne, die Hauptenergiequelle unserer Erde ist ein Gleichnis für unsere Energiequelle Gott. Alle Geschöpfe bezeichnet Francesco als Brüder und Schwestern. Diese Geschwisterlichkeit und Familienhaftigkeit der Geschöpfe verrät eine große Geborgenheit des kranken Heiligen.

Sei gelobt, mein Herr,
durch Bruder Mond und die Sterne,
an den Himmel hast du ihn gestellt,
klar und kostbar schön.

Der Heilige lädt uns ein, einmal in der Nacht den Himmel zu meditieren. Wann haben wir zuletzt nachts über den Sternenhimmel gestaunt, er ist faszinierender als unsere künstlichen Lichter und unsere vielen künstlichen bewegten Bilder. Unser künstliches Licht vor allem in den Städten lenkt von diesen Schönheiten ab, wir können den Sternenhimmel in der Stadt mit ihrer Nachtbeleuchtung kaum erkennen. Dieser Blick in den Weltraum lässt uns etwas ahnen von der Größe Gottes. Wir sehen am nächtlichen Sternenhimmel Fixsterne und Planeten, die Lichtjahre (1 Lichtjahr = 9 Billionen Kilometer) von uns entfernt sind. In Kilometer können wir die Entfernungen gar nicht mehr ausdrücken. Angesichts der Größe des Kosmos wird uns unsere Kleinheit und Winzigkeit bewusst.

Sei gelobt, mein Herr,
durch Bruder Wind und die Lüfte,
und Wolken und heiteren Himmel
und jegliches Wetter,
durch welches du deine Geschöpfe erhältst.

Welche Schönheit können Wolkenformationen bieten, da sind Schluchten und Berge, Fabelwesen und zerklüftete Felsen, dazu noch eine interessante Sonneneinstrahlung: es sind einfach himmlische Augenblicke. Der Wind und die Luft sind der Lebensraum der Vögel, der Sauerstoff ist die Atemnahrung der Wirbeltiere und der Menschen. Das Wetter - Sonnenschein und Regen - ist für das Gedeihen der Pflanzen verantwortlich. Auch heute noch spielt das Wetter bei der Produktion unserer Nahrungsmittel eine große Rolle. Deshalb wird auch heute noch in ländlichen Regionen der Wettersegen gebetet.

Sei gelobt, mein Herr, durch Schwester Wasser,
sehr nützlich und demütig und kostbar und keusch.

Was vor einigen Jahrhunderten von dem Mann aus Assisi als wertvoll und kostbar angesehen wurde, das wird auch heute immer wieder von den Ökologen neu entdeckt, die Bedeutung des Wassers. Es wird überall gebraucht, ist also sehr nützlich, es dringt immer nach unten, ist also demütig. Seine Bedeutung der Keuschheit liegt in seiner Reinheit und Durchsichtigkeit.

Sei gelobt mein Herr, durch Bruder Feuer,
durch den du die Nacht erleuchtest.
Schön ist er und fröhlich und kräftig und stark.

Bruder Feuer ist ein Symbol für das Fest und das Feiern. Das Feuer einer Fackel oder einer Kerze erhellt und erleuchtet die nächtlichen Feiern, aber auch nächtliche Gottesdienste, wie das Weihnachtsfest in Greccio. Dieses fröhliche Feuer schafft einfach eine höhere Atmosphäre. Lagerfeuer, Osterfeuer oder Johannis-

Feuer, sie geben einer Veranstaltung eine besondere Weihe. Franz hat mit seinen Eigenschaftswörtern „kräftig und stark“ natürlich auch das zerstörerische des Feuers im Blick. Er bejaht die Energiequelle der Verbrennung mit den Produkten Licht und Wärme, die Jahrhunderte später in Bewegung und Elektrizität umgesetzt wurde.

Sei gelobt, mein Herr, durch unsere Schwester, die Mutter Erde,
die uns trägt und ernährt
und vielerlei Frucht bringt und farbige Blumen und Gras.

Als viertes Element nach Luft, Wasser und Feuer kommt nun Mutter und Schwester Erde, der Heilige staunt über die gesamte Vegetation, über Früchte, Blumen und Kräuter. Die Erde und ihre vielfältigen Gaben werden für ihn zu einem einzigen Lobgesang. Jede Blüte und jede Frucht ist ein Lobgesang Gottes. Im Frühling können wir besonders viele kleine und große Lobgesänge bewundern. Ja, es sind Wunder Gottes.

Sei gelobt, mein Herr, durch jene, die verzeihen um Deiner Liebe willen,
und Unsicherheit und Traurigkeit ertragen.
Selig, die in Frieden verharren. Sie werden von Dir gekrönt.

Diese Strophe sollen seine Ordensbrüder zwei streitenden Männern vorgesungen haben: Danach hat sich der eine dem anderen weinend zu Füßen geworfen und der andere hat bekannt: „Weil ich jähzornig bin, musst du Nachsicht mit mir haben.“ Der „Poverello“, der kleine Arme, hat damit seine Friedensbotschaft in die Welt hinaus gesandt. Er selbst hat durch seine Demut viel Frieden unter den Menschen gestiftet.

Sei gelobt, mein Herr, durch unseren Bruder, den leiblichen Tod.
Selig die, welche er findet einverstanden mit Deinem heiligsten Willen.
Ihnen kann der zweite Tod nichts schaden.

Mit dem zweiten Tod meint Franz die Verdammung im Gericht. Dies ist wohl die schwierigste Strophe, das Tabuthema Tod. Diese Strophe soll von dem Heiligen angefügt worden sein, als der Arzt ihm eröffnete, er habe nur noch ein paar Monate zu leben. Diese Worte sind schwer zu erklären. Der Tod ist eigentlich etwas Grausames, Unverständliches und Bedrückendes. Im christlichen Glauben verliert er aber seine Grausamkeit. Wir glauben, dass er der Übergang in ein schönes und erfülltes Leben ist. Der Glaube mit seiner Osterbotschaft hat dem Tod seinen Stachel genommen. Für Francesco ist er ein Begleiter in eine neue, himmlische Welt.

SCHÖNSTATT IM AUFBRUCH MEMORANDUM FÜR DEN WEG DER INTERNATIONALEN SCHÖNSTATT-BEWEGUNG AM BEGINN DES ZWEITEN JAHRHUNDERTS IHRER GESCHICHTE

Auf Einladung des Generalpräsidiums tagte vom 18. - 23. Mai 2015 in Schönstatt der internationale Pfingstkongress mit ca. 120 Teilnehmern aus 25 Ländern. Die Atmosphäre dieses Kongresses war geprägt von Freude und Dankbarkeit für das Geschenk des großen Jubiläums 2014. Als weltweite Schönstattfamilie haben wir in unseren Ländern und gemeinsam bei den zentralen Begegnungen in Schönstatt und Rom unseren Ursprung gefeiert.

Wir haben zum Liebesbündnis mit Maria neu Ja gesagt.

Wir haben das Urheiligtum als strahlende Mitte unserer weltweiten, multikulturellen Bewegung erfahren.

Wir haben internationale Familie in Einheit und Vielfalt erlebt.

Ein dreifacher Auftrag sendet uns in die neue Zeit: „Wir wählen den Weg der Heiligkeit! Wir leben authentische und starke Bindungen! Wir treffen eine missionarische Entscheidung!“¹

Schönstatt ist im Aufbruch

Im Gnadeneinbruch des Jubiläums und auch in den Schwierigkeiten, die dessen Vorbereitung und Durchführung begleiteten, erkennen wir vorsehungsgläubig den Anruf und Auftrag Gottes. Eine neue Epoche unserer Geschichte hat begonnen. Erfüllt von missionarischem Geist bieten wir allen Menschen über alle Grenzen hinweg - bis an die Peripherien der Gesellschaft - das Liebesbündnis als Weg und Hoffnung an. So bauen wir mit an einer umfassenden Bündniskultur. Das prophetische Charisma unseres Vaters drängt uns zu einer Neugründung Schönstatts mitten in den Bedingungen der heutigen Zeit.

Als Kongress sehen wir zentrale Aufgaben und Herausforderungen für diesen gemeinsamen Weg als internationale Bewegung in die Zukunft. Diesen wollen wir uns stellen.

- Schönstatt für die Kirche. Wir dienen der Erneuerung der Kirche.
 - Wir unterstützen Papst Franziskus in diesem Anliegen.
 - Wir fördern eine stärkere Präsenz Schönstatts im Zentrum der Weltkirche, unter anderem durch das internationale Schönstatt-Zentrum Belmonte.
 - Wir suchen das Miteinander mit anderen geistlichen Gemeinschaften, Charismen und apostolischen Kräften der Kirche.

¹ P. Heinrich Walter, Sendungsworte zum Neuaufbruch der Schönstattbewegung, 18.10.2014.

- Wir sehen in Person und Charisma Pater Kentenichs ein großes Geschenk an Kirche und Welt. Es liegt an uns, sein Charisma kreativ fruchtbar zu machen. Damit verbindet sich auch das Anliegen der Heiligsprechung.
- Wir wollen uns dafür einsetzen, dass das Urheiligtum als Herz im Organismus aller Heiligtümer lebendig ist. Es soll immer mehr als internationaler Gnadenort erfahrbar werden.
- Wir sind überzeugt, dass Schönstatt ein ausgesprochenes pädagogisches Charisma hat. Wir sehen die Notwendigkeit, dieses vertieft zu erforschen, in den heutigen pädagogischen Diskurs einzubringen und in verschiedenen Bereichen anzuwenden.
- Während des Jubiläums wurden in den Zelten der Bündniskultur Projekte aus aller Welt vorgestellt. Sie sind konkrete Wege zur Gestaltung einer Bündniskultur in den Feldern Jugend, Familie, Pädagogik, Kirche und Gesellschaft. Austausch, Vernetzung und Kooperation von Initiativen in diesen Bereichen sollen weiter entwickelt werden.
- Wir treffen eine Option für die Jugend. Sie wird konkret in einer bewussten Förderung und Unterstützung unserer Jugendgemeinschaften. Wir befürworten eine internationale Präsenz der Jugend beim Urheiligtum. Die Dynamik und das missionarische Feuer der Jugend sind Impuls für die gesamte Schönstattfamilie.
- Im Bereich von Ehe und Familie spiegeln sich große Auseinandersetzungen unserer Zeit wider. Wir setzen uns für die Stärkung und Erneuerung von Ehe und Familie ein.
- Wir fördern ein Mehr an Lebensaustausch und Familiengeist in unserer internationalen Bewegung. Dafür sollen auch die geeigneten Infrastrukturen errichtet werden. Konkrete Schritte in diese Richtung sind:
 - die Errichtung einer internationalen Koordinierungsstelle,
 - die regelmäßige Durchführung von „Pfingstkongressen“, die der gemeinsamen internationalen Ausrichtung dienen,
 - internationale Kongresse zu verschiedenen Themen, Führerschulungen, etc.,
 - Aufnahme von Gesprächen über Finanzstrukturen und Fundraising.
- Die Entwicklung eines Kommunikationsplans, insbesondere eines Konzeptes zur Präsenz Schönstatts in den Medien, erkennen wir als dringende Aufgabe. Notwendig dazu sind:

- die Errichtung einer internationalen Pressestelle,
- internationale Kooperationen im Medienbereich,
- ein offizieller Internetauftritt.

Die Unterzeichnenden setzen sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten für die Umsetzung der aufgelisteten Aufgaben ein.

Es sind mit diesem Memorandum keine rechtlichen Verpflichtungen verbunden.

Wir legen dieses Memorandum, diesen Zukunftsplan in die Hände unserer Dreimal Wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin von Schönstatt und vertrauen auf das „Nichts ohne dich – nichts ohne uns“.

Dein Bündnis – unsere Mission.

Schönstatt, zur Pfingstvigil 2015
Die Kongressteilnehmer

PATRICIO MOORE

DER PFINGSTKONGRESS 2015

Vorgeschichte

Es gibt eine Kontinuität und eine neue Entwicklung seit 2009 in der internationalen Schönstattfamilie. Im Jahre 2009 fand ein erster internationaler Kongress statt, um die Inhalte des Jubiläums der Feier 100 Jahre Schönstatts in den Blick zu nehmen. Dabei wurde ein Schlussdokument verfasst, in dem die Hauptimpulse des Jubiläums herausgehoben wurde. Es wurde folgendes festgestellt:

„Wir freuten uns zu entdecken, dass die Quelle des Liebesbündnisses sich heute besonders in folgenden Lebensströmungen ausdrückt:

- Die Kraft des *Heiligtums* in all seinen Dimensionen,
- die Bindung an unseren *Vater* und sein Charisma,
- der *missionarische* Impuls,
- die Gabe und Herausforderung der *Einheit* der Familie.“

Bei dieser Tagung wurden auch die „fünf strategischen Bereiche“ bestimmt, welche die Feier vom 2014 inhaltlich bereichert haben:

- den Bereich von Ehe und *Familie*,
- die Herausforderungen und die dynamische Kraft der *Jugend*,
- die Umsetzung und die tiefere Durchdringung der Geisteswelt von P.Kentenich im Bereich der *Pädagogik*,
- die diözesane und globale Mitarbeit in der *Kirche* in der inhaltlichen Prägung unseres ureigenen Charismas,
- die effiziente Zusammenarbeit bei der Gestaltung einer neuen *Gesellschaftsordnung* und einer vom Liebesbündnis inspirierten Kultur.

Der Heilige Geist und das Jubiläum 2014

Es gab mehrere Auswertungen der Feierlichkeiten vom 2014 auf unterschiedlichen Ebenen der Bewegung. Bei der Pfingsttagung ging es nicht um eine neue Evaluation. Aber man kann schon sagen, dass der Heilige Geist überall spürbar war. Wo Freude, Hoffnung, Frieden und Familienatmosphäre herrscht, da ist der Heilige Geist. Es gab unvergessliche Momente in Schönstatt und Rom, wo wir diesen Geist des Coenaculums erfahren haben.

Nach einer so tiefen und bedeutsamen Feier der 100 Jahre Schönstatt diene die Pfingsttagung dem Dank, der Auswertung und dem gemeinsamen Blick in die Zukunft.

Coenaculumgeist

Aus mehr als 25 Ländern kamen wir in Schönstatt zusammen. Es gab von Anfang an eine Atmosphäre des Dialogs. Es war wie ein Parlament. Wir hatten ein gemeinsames Fundament: die frische Erinnerung an das Jubiläum im Oktober 2014 und an die Feiern des Jubiläums in den vielen Ländern, in denen unsere Bewegung Wurzeln geschlagen hat. Auf diesen Fundamenten konnten wir weiter aufbauen. Die Moderation der Tagung hat geholfen, in einen Dialog zu kommen. Die Arbeit in Gruppen brachte viel Leben und neue Gesichtspunkte, die im abschließenden Memorandum einen Platz fanden. Drei Beobachtungen möchte ich besonders herausheben:

Es gibt ein internationales Gefühl der Einheit in der Vielfalt um das Urheiligtum. Das Urheiligtum hat uns näher zusammengebracht. Wir spüren, dass wir ein gemeinsames Haus haben, wo wir als Familie Gott und die Gottesmutter erfahren haben. Das Geschenk des Urheiligtums durch die Pallottiner auf dem Weg hin zum Jubiläum ist fruchtbar geworden in der Freude des Festes.

Schönstatt ist „föderal“ aufgebaut. Ich habe in diesen Tagen ein gutes parlamentarisches Gefühl gehabt. Alle Länder und Strukturen der Bewegung hatten eine Stimme und es war eine gute Diskussion möglich. Wir suchten die Spuren Gottes, um gemeinsam die Bewegung in die Zukunft zu führen.

Wir nennen uns Schönstattfamilie, das ist für uns ein wichtiger Name, aber nicht immer haben wir die Möglichkeit uns als solche zu erleben. In dieser Pfingsttagung konnten wir uns besser kennenlernen und uns in der gemeinsamen Aufgaben gegenseitig mehr schätzen. Es war eine echte Familienbegegnung aus verschiedenen Nationen. Wir sind wirklich eine multikulturelle Familie.

Coenaculumfrucht

Wenn man in der Apostelgeschichte das Pfingstereignis wieder meditiert, ist man überrascht, wie die Apostel neue Missionare werden. Mission und Geist gehen immer zusammen. Nach 100 Jahren Schönstattgeschichte wollen wir in die Welt gehen und unsere frohe Botschaft des Liebesbündnisses verkünden. Deswegen passen diese Worte von Papst Franziskus so gut: „La Iglesia en salida“ – „Die Kirche im Aufbruch ist die Gemeinschaft der missionarischen Jünger, die die Initiative ergreifen, die sich einbringen, die begleiten, die Frucht bringen und feiern.“ (Evangeli gaudium, 24)

Es gab auch einige konkretere Früchte der Pfingsttagung, die ich nennen möchte:

Viele Stimmen hielten den Moment für gekommen, um eine Art „Koordinationsstelle“ auf internationaler Ebene einzurichten. Wie und welche Aufgaben diese Stelle haben sollte, kann man noch weiter diskutieren. Wir spüren, dass die internationale Arbeit in der Zukunft eine Stelle braucht, wo das Leben zusammenfließen

kann, koordiniert und weiter kommuniziert wird. Wir arbeiten mit Lebensströmungen, aber diese Strömungen brauchen eine Koordination. In Verbindung mit dieser „Koordinationstelle“ ist es wichtig, eine gemeinsame Medienpolitik zu haben. In der Welt von heute spielt die Kommunikation eine entscheidende Rolle und Schönstatt hat auf internationaler Ebene kein „amtliches Gesicht“.

Eine Frucht der Pfingsttagung ist auch der Entschluss gewesen, die große Motivation des Charismas Pater Kentenichs kreativ weiterzugeben. Mehrere Kongresse über verschiedene Themen wie Wirtschaft, Pädagogik, Pilgernde Gottesmutter, auf denen dieses Charisma bekannter gemacht werden kann, kamen in den Fokus der Überlegungen. Wir haben in Joseph Kentenich einen großen Schatz, den wir noch nicht genügend ausgegraben haben.

Es gab in der Pfingsttagung eine missionarische Stimmung. Wir spüren, dass Schönstatt im „Aufbruch“ ist. Ich glaube, dass der missionarische und pfingstliche Schwung des Kongresses uns ganz besonders auch durch die Stimme der Jugend geschenkt wurde, die beim Jubiläum und beim Kongress unüberhörbar war. Die Kirche und die Zeichen der Zeit treiben uns in die Weite. Wir sind eine apostolische Bewegung, die mit Freude ihr Charisma des Liebesbündnisses verkündet: „Das ist immer so: Wenn ich nur am mein Heil denke, dann ersticke ich doch morgen oder übermorgen in der Ichsucht. Dann Türen offen, Fenster weit offen. Heil der Welt!“ (Joseph Kentenich, 1966)

LOTHAR PENNERS

KULTUR DES BUNDES – GENUINE ZIELSETZUNG SCHÖNSTATTS?

Im Umkreis der Hundertjahrfeier der Schönstatt-Bewegung ist für Viele das Motiv „Bündniskultur“ bzw. die Option „Für eine Kultur des Bundes“ zunächst etwas überraschend in den Vordergrund getreten.

Es findet sich bereits im Vorbereitungsgebiet der internationalen Bewegung; ebenso begegnet es im „Liebesbündnis für die Menschen in unserem Land“ der deutschen Schönstatt-Bewegung (Oktober 2013); schließlich waren die Berichtsorte über zentrale Apostolatsfelder der Bewegung bei der zentralen Jubiläumsfeier in Schönstatt programmatisch überschrieben mit: „Bündniskultur-Zentren“. – Das Schlussdokument des Pfingstkongresses 2015 hält fest: „Erfüllt von missionarischem Geist bieten wir allen Menschen über alle Grenzen hinweg – bis an die Peripherien der Gesellschaft – das Liebesbündnis als Weg und Hoffnung an. So bauen wir mit an einer umfassenden Bündniskultur.“ Die Dokumentation der Jubiläumsfeiern 2014 titelt: „Für eine Kultur des Bundes“. Delegiertentagung und Oktober-Tage der deutschen Bewegung 2015 führen das Motiv weiter.

Gleichwohl schwingt das Lebensgefühl der Bewegung noch etwas zögernd dabei mit. – Bis zu einem gewissen Grade im deutschsprachigen Bereich mehr als im romanischen, was möglicherweise mit dem allgemeinen Sprachgebrauch zusammenhängt. Ausschlaggebend dabei mag sein: ein gewisses Nachklingen von Vorbehalten gegenüber verschiedenen Formen von *Kulturchristentum*. Es kann aber auch sein: man fühlt sich noch etwas unsicher im Umgang mit dem nicht gerade einfachen Phänomen und Verständnis von „Kultur“!

Dem stand von Anfang an gegenüber eine willkommene Aufgeschlossenheit für das Motiv von der Bündniskultur – sowohl mit Blick auf die *gegenwärtige Bewusstseinslage in der Zeitentwicklung* wie die Gesamtheit der Zielsetzungen Schönstatts; folglich nicht nur mit Blick auf die *Zielsetzungen vom „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“*, sondern auch der *noch ausstehenden Zielgestalten* von „Apostolischem Weltverband“ und „Abendlandsendung“: gerade eine verstärkte Ausrichtung auf die Realisierung beider sei nicht denkbar ohne eine ausgesprochene „Kultur des Bundes“.

Die folgenden Überlegungen stellen den Versuch dar, einige Grundperspektiven in den Blick zu nehmen.

Ein Blick auf das „Ur-Gestein“ Schönstatts: sein Selbstverständnis als „religiös-sittliche Erneuerungsbewegung“

Pater Kentenich sah sich in einer Art Frühdiagnose vor eine doppelte Aufgabe gestellt: die einer *Revitalisierung des religiösen Geistes*, die für ihn immer deutlicher zu tun hatte mit der sogenannten dreifachen Botschaft Schönstatts und ihrer

Trias: praktischer Vorsehungsglaube, marianisch geprägte Bündnisfrömmigkeit, lebendige Sendungsverantwortung. Dies auf der einen Seite.

Auf der anderen Seite sah er sich vor der Frage: Wie dem begegnen, was alenthalben zu signalisieren war, eine Art „*Erdbeben in der gesamten Kultur!*“ – Wenn es, wie angeführt, „Schönstatt“ um *religiös-sittliche* Erneuerung ging und geht, dann steht das „sittlich“ für eben jenen Sendungsaspekt, Antwort zu geben auf das von ihm und anderen in zahlreichen Variationen skizzierte „Erdbeben in der Kultur“. Zu diesem Erdbeben ist nicht nur die äußere Erschütterung der Staats- und Gesellschaftssysteme um den Ersten Weltkrieg zu rechnen, sondern mehr noch: die krisenhafte Divergenz in den Feinstrukturen des Daseins, von „Geist“ und „Leben“, „Leben“ und Lebens-„Formen“, von Vitalität und Spiritualität ... Mit einer Stimme von außen skizziert:

„Immer schärfer war ... der Widerspruch zum Stigma abendländischen Geistes geworden. Faust lebte im Schatten des Neinsagers von Anbeginn. Für Hegel ist die Wahrheit der Phönix aus der Asche von Ja und Nein, für Schopenhauer ist Schmerz das Wesen der Welt und Mitleid die Tugend, für Nietzsche ist Geist das sich selbst ins Leben schneidende Leben, seine heimlichste Grausamkeit, für Kierkegaard ist Geistsein Schwermut, für Klages ist der Geist der Widersacher des Lebens, für Scheler die heroische Mitte zwischen der der Macht von unten und der Ohnmacht von oben, für Freud und Thomas Mann ist der Geist die Krankheit des Lebens, für Heidegger der Ort, wo das Sein vor sich selber Angst hat, für Sartre: ist er das Unerträgliche aller Wesensmöglichkeiten ...“¹

Soweit beschreibt Hans Urs von Balthasar mit Blick auf Leben und Gestalt Reinhold Schneiders in einer gerafften Skizze, aufgehängt an repräsentativen Stimmen aus dem intellektuellen Bereich, die geistige Grundstimmung vor dem Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit.

Auf eben jenem Hintergrund machen einige zentrale Momente in der geistigen Welt Pater Kentenichs hellhörig, wenn man sie nicht nur im Binnenraum Schönstatts aufnimmt, sondern „liest“ mit den Augen der kulturellen Gesamtentwicklung: Geistbewegtheit und beseelte Gebundenheit; Geistbeseeltheit als Synthese; Geist und Form in der Relation von Ausdruck, Mittel und Schutz; insgesamt, wenn man aufnimmt, dass und in welchem Ausmaß der Gründer etwa in der Charakter-Bildung Vitalität (Erfassung von „Hauptleidenschaften“) und Spiritualität (Wertwelt des Marianischen, Liturgischen, Sozialen etc.) miteinander zu verknüpfen bestrebt ist, um das „Stigma“ des (spät)abendländischen Geistes heilen zu helfen – ein Unterfangen, welches freilich nicht von Einzelaspekten, sondern nur vom Gesamtentwurf J. Kentenichs sich einlöst.

In jedem dem Fall kann festgestellt werden, dass „religiös-sittlich“ bei J. Kentenich hinsichtlich des „Sittlichen“ keine moralpädagogische Engführung beinhaltet, sondern ganzheitlicher ansetzt.

¹ Vgl. von Balthasar, Reinhold Schneider. *Sein Weg und sein Werk*, Köln und Olten 1953, S. 31 (inzwischen ist eine zweite Auflage erschienen).

Anders: Es geht J. Kentenich um ein neues *Ethos* als tragendes Fundament einer entsprechenden *Ethik*. J. Kentenich denkt und handelt im Horizont der Gesamtkultur, ihrer Krisen und Aufbrüche.

Bündniskultur zwischen „Kultur der Begegnung“ und kulturpädagogischem Ansatz bei J. Kentenich

Es ist unverkennbar, dass im Raum der internationalen Schönstatt-Bewegung das Anliegen der Bündniskultur verstärkt wurde durch Persönlichkeit und Stil des gegenwärtigen Papstes, insbesondere durch das bei ihm zentrale Motiv von der „Kultur der Begegnung“, das er nicht nur ins Gespräch bringt, sondern das er selbst in so ausgesprochenem Maße praktiziert und vorlebt. Es wird begleitet von weiteren, ergänzenden Motiven, wie dem vom Gehen an die Peripherien, welche dem Begegnungsmoment eine ausgesprochen apostolische Note geben – ohne den Eindruck, „Begegnung“ verzwecken zu wollen, was a limine der Tod jeder dialogischen Offenheit ist.

In diesem Sinn ist zu sagen, dass *jede Form von Bündniskultur nirgends anders wurzeln kann als in einer Kultur der Begegnung. Begegnung stellt in gewisser Weise den existentiellen Brennpunkt dar, ohne den es keine authentische Wahrnehmung von Wirklichkeit gibt und ohne welche die Gefahr einer lediglich schablonenhaften Konfrontation mit der Realität gegeben ist.* Auf dem Hintergrund des breiten Traditionsstromes existentialistischen, geschichtlichen und dialogischen Denkens gehören deswegen vorbehaltlose Offenheit und in diesem Sinne Begegnungsfähigkeit in gewisser Weise zur Selbstverständlichkeit des gegenwärtigen Daseins und Mitseins. – Offen ist eher die Frage des Spielraums in der Breite der Kommunikationsfähigkeit und des Wartenkönnens mit vorgegebenen, oft normativen Einordnungen. Gerade von kirchlichen Repräsentanten wird dies heute in einem höheren Maße erwartet als früher. Ebenso, dass vorbehaltlose Offenheit sich verbindet mit Akzeptanz von Andersheit über inhaltliche Positionsbildungen hinaus („Liebe trägt alles, duldet alles, hält allem stand“, vgl. 1 Kor 13), welche deswegen nicht annulliert werden müssen; mit anderen Worten: inwieweit eigengesetzliche und endgesetzliche Motivation sich miteinander verbinden.

Für J. Kentenich ist zu sagen, dass eine ausgesprochene Begegnungsfähigkeit vom Beginn seiner pädagogischen und pastoralen Tätigkeit an in hohem Maße gegeben war und als ungewöhnlich empfunden wurde. Für den Gründer der Schönstatt-Bewegung war eine dialogische Bündnishaltung im Kontakt mit den Menschen Ausdruck und Mittel für die Kontaktnahme mit dem Gott des Bundes.

Für die Gründung Pater Kentenichs signalisiert das Motiv von der „Kultur der Begegnung“ im Umkreis des Jubiläums, dass sie sich nicht nur im Rahmen ihrer gefestigten Lehrtradition bewegt, sondern aus der Substanz ihrer Bindungen bereit ist, sich den Brennpunkten gegenwärtigen und künftigen Erlebens und Verhaltens verstärkt auszuliefern, ohne sich darin zu verlieren.

Demgegenüber ist indessen festzuhalten, dass es hinsichtlich des Motivs von „Bündniskultur“ um entschieden mehr geht als um „Mystik der Begegnung“, von Offenheit und Einswerdung mit dem, was aktuell vorgeht.

Vielmehr geht es im Denken und im pädagogisch-pastoralen *Gesamtentwurf J. Kentenichs* zentral um *Gestaltung von Persönlichkeit und Gemeinschaft samt ihrer welthaft-gesellschaftlichen Vernetzungen oder um einen kulturpädagogischen Ansatz*.²

Die im Umkreis des Jubiläums kursierende Option „Für eine Kultur des Bundes“ meint mehr als das totale Bezugsfeld von „Apostolat“. Dass die christliche Botschaft die Gesamtheit der Welt „erneuern“ will, galt und gilt auch für „Schönstatt“ grundsätzlich immer.

Wenn, wie bereits genannt, im Blick auf den genuinen Beitrag Schönstatts dieser als kulturpädagogisch bezeichnet wurde, ist nochmals zu differenzieren. Der Beitrag J. Kentenichs ist deutlich anders gelagert als beispielsweise der etwa Romano Guardinis, welcher nicht zuletzt gerade von seinen großen Literatur-Interpretationen dem Kultursachbereich eben von „Literatur“ zugeordnet wurde.³

Ich gestatte mir, an dieser Stelle zu verweisen auf die bereits signalisierte kulturenthropologische Relevanz des Erziehungskonzepts bei J. Kentenich⁴ und deren mögliche Diskussion. Bei entsprechender Rezeption in der Sache würde sich daraus ergeben, dass „Bündniskultur“ als *Fassung der Gesamtanliegen Schönstatts eine kognitive Rückbindung einschließt, ohne die eine derart tiefgreifende und universelle Zielsetzung weder realisiert noch ernstgenommen werden dürfte*.⁵

² Vgl. L. Penners, Eine Pädagogik des Katholischen, Vallendar-Schönstatt 1983, § 13, Zur Einordnung der Denkform J. Kentenich im Bereich des Natürlichen: die kulturenthropologische Relevanz des Erziehungskonzepts J. Kentenichs, S. 406 ff. Zur Einordnung der Denkform J. Kentenichs nach dieser Richtung bleibt hier zunächst zu sagen, dass die von mir ins Gespräch gebrachte Charakterisierung bislang kaum rezipiert wurde, ihr auf der anderen Seite aber auch nicht widersprochen wurde.

³ Auf der anderen Seite ist zu sagen: So evident der Unterschied zwischen J. Kentenich und R. Guardini hinsichtlich Persönlichkeit, Weg und Werkgestalt auch ist, kann aus dem heute gegebenen geschichtlichen Abstand wiederum durchaus auch viel Gleichgerichtetes über die in der Zwischenkriegszeit erfolgte Arbeit auf Burg Rothenfels und in Schönstatt festgestellt werden, vor allem im Blick auf ein ganzheitliches Bildungs- und (Selbst-)Erziehungskonzept. Im Ganzen ergibt die von der „Katholischen Akademie von Bayern“ edierte Gesamtausgabe der Werke Guardinis ein modifiziertes Bild seiner Gesamtanliegen gegenüber früher; verwandt dazu: die Bandbreite der von J. Kentenich behandelten Themen und Problemstellungen für eine zeitgerechte Katholizität dürfte für viele Außenstehende mit der Zeit vermutlich ein ebenso modifiziertes Bild des Gründers der Schönstatt-Bewegung ergeben. Dem steht auf (un-)absehbarer Zeit die Schwierigkeit gegenüber: Eigenart, Umfang und Unübersichtlichkeit der „literarischen“ Werkgestalt J. Kentenichs).

⁴ Vgl. L. Penners, Eine Pädagogik des Katholischen, a. a. O., S. 406.

⁵ In diesem Sinne ist abgesehen von der hier berührten Thematik daran zu erinnern, dass für J. Kentenich die Rückbindung an den Bereich von Forschung und Lehre für eine

„Bündniskultur“ zwischen Kulturtheorie und Kulturwissenschaften

In der Rückbindung an den Bereich der Reflexion geht es im Wesentlichen um eine polare Bezugnahme, näherhin um Fragen *kulturtheoretischer Annahmen*, man könnte auch sagen: *kulturphilosophischer Grundlagen* sowie *kulturwissenschaftlicher Forschung*. Beide Bezugnahmen ergeben sich sowohl aus der Sache wie aus dem Grundinteresse der Denkform J. Kantenichs. Zu beiden Fluchrichtungen an dieser Stelle den ein oder anderen Hinweis.

Schlüsselmotiv ist die These J. Kantenichs – er selbst spricht von einer „zirkumskriptiven Definition des Persönlichen Ideals“: „Das ‚Persönliche Ideal‘ ist das geheimnisvolle X, das die Kulturwissenschaftler suchen.“⁶

J. Kantenich hat dabei – denke ich – nicht nur das Individuum vor Augen, sondern sein Konzept von Idealpädagogik insgesamt.⁷

Beim „geheimnisvollen X“ denkt J. Kantenich wohl vornehmlich an die Kategorie „Grundstimmung“, deren Herkunft bei ihm offensichtlich bislang nicht geklärt ist, der Sache nach eine gewisse Nähe zur Gedankenwelt W. Diltheys und der Lebensphilosophie erkennen lassen dürfte. Inwieweit E. Spranger („Lebensformen“⁸) eine mögliche Brücke zur Lebensphilosophie darstellt, wäre unter Umständen ebenso zu klären, auch wenn J. Kantenich mit Recht feststellt, dass Theorie und Praxis des Persönlichen Ideals, ebenso die Formulierung, in der Frühzeit Schönstatts vor der Fühlungnahme mit Spranger gegeben war. Zu Spranger gibt es – der Denkweise nach – rein formal eine weitere Parallelität zu Josef Kantenich. Wenn bei Spranger eine gewisse Synthese von lebensphilosophischer und (neu-)kantianischer Denkhaltung konstatiert werden kann, fällt bei J. Kantenich auf, wie stark bei ihm die Kombination von (neu-)scholastisch geprägter kategorialer Klarheit und Ausrichtung auf das „Leben“, seine geschichtliche Prägung und werthafte Empfänglichkeit gegeben ist.

entsprechende Rezeption und Weiterführung seiner Pädagogik immer bereits als Voraussetzung signalisiert wurde. – Vgl. dazu den gleichbleibenden Topos, die gültigen Ergebnisse unter anderen von „Biologie, Psychologie und Soziologie“ zur Kenntnis zu nehmen und sinngemäß zu berücksichtigen. Vgl. dazu meinen in Vorbereitung befindlichen Beitrag: „Humanwissenschaften, Menschenbild, Pädagogik. Zum Aufriss des strukturellen Zusammenhangs bei J. Kantenich“.

⁶ Vgl. L. Penners, Eine Pädagogik des Katholischen, a. a. O., S. 95.

⁷ Vgl. L. Penners, Eine Pädagogik des Katholischen, a. a. O., S. 94-101.

⁸ Vgl. ders., Lebensformen. Geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit, 9. Auflage, Tübingen 1966.

Kulturphilosophische bzw. kulturtheoretische Grundfaktoren

Für die kulturanthropologische Dimension der Pädagogik J. Kantenichs erwies sich der systematische Gedanke E. Rothackers als ergiebig⁹ – Rothacker darf bis zu einem gewissen Grade als *ein* Schlusstein¹⁰ der geisteswissenschaftlichen, auf Dilthey zurückgehenden Strömung betrachtet werden.

Zu den konstanten Faktoren von „Kultur“ gehören nach Rothacker insbesondere: der je originelle Weltort (lokale Verwurzelung!) und die mit ihm gegebene Grundperspektive in der Daseinsorientierung samt der daraus resultierenden Weltansicht („Weltanschauung“), welche ihrerseits wiederum bestimmte Grundhaltungen und Wertorientierungen entstehen lässt. Wertbindungen führen wiederum zu je spezifischen Handlungsimpulsen.

Konkret gesagt: Die Mentalität eines Hamburger oder Rotterdamer Hafenarbeiters dürfte sich in der Regel von der eines wo immer ansässigen Hochgebirgsbauern unterscheiden, eine gewisse Geschlossenheit von Lebensräumen noch vorausgesetzt, in denen unterschiedliche Lebensstile als partielle Kulturstile jeweils beheimatet sein konnten. Zugleich wird deutlich, dass und in welchem Ausmaß eine weltweit durchgehende Mobilität sich kulturverändernd auswirken muss und tatsächlich ausgewirkt hat.

Zusammenfassend Rothacker selbst:

„Lebensstil und Weltbild sind nur zwei Aspekte und Anwendungen desselben Etwas: des Kulturstiles. Bei Lebensstil denken wir vornehmlich an den Zusammenhang unserer praktischen Verhaltensweisen mit der Wirklichkeit. Bei Weltbild und Weltanschauung an die kognitiven Erlebnisse. Wie aber Gefühl und Bild zusammenhängen, so ist eine Daseinsweise bestimmten Stils die Quelle bestimmter Anteilnahmen an bestimmten Seiten der Gesamtwirklichkeit.“¹¹

Wie bereits die bei Rothacker herausgearbeiteten Grundmomente zeigen, könnte ein erster Gang in der Erarbeitung von „Bündniskultur“ die kulturelevanten Schwerpunkte in der Gedankenwelt Pater Kantenichs heben und anhand der hier bereits angeführten kulturtheoretischen Annahmen gegenlesen. Dabei dürfte neben der bereits genannten Idealpädagogik J. Kantenichs besonders gedacht werden an sein Konzept vom natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus und an die Bedeutung des Vorsehungsglaubens im Blick auf den christlichen Glauben als „Weltanschauung“.

⁹ Vgl. Penners, Eine Pädagogik des Katholischen, a. a. O., S. 405 ff.)

¹⁰ Vgl. ders., Logik und Systematik der Geisteswissenschaften, München 1965.

¹¹ Vgl. Erich Rothacker, Grundprobleme der Kulturanthropologie, Bonn, 3. Auflage 1968, S. 116.

„Bündniskultur“ und Kulturwissenschaften

Eine heutige und künftige Ausrichtung Schönstatts im Blick auf „Bündniskultur“ wird sich mit kulturtheoretischer Grundlagenreflexion, welcher Art auch immer, nicht begnügen. Orientiert sie sich an der Denkform J. Kentenichs, wird sie die empirisch-geschichtliche Ergänzung nicht vernachlässigen, sondern suchen. Dies umso mehr, als sich in den letzten Jahrzehnten eine Art *neues Paradigma* wissenschaftstheoretischer und -praktischer Art herausgebildet hat: die sogenannten Kulturwissenschaften bzw. im Singular: Kulturwissenschaft, welches sich unter anderem zum Ziel setzt, die einzelwissenschaftliche Differenzierung in den Geisteswissenschaften wieder mehr synthetisch einzuholen, Bildungsfaktoren der sogenannten Hochkultur mit alltagskulturellen Gegebenheiten zu verbinden, ebenso Kulturanalyse mit Kulturkritik bzw. Kulturreform. – Ausgehend vom angelsächsischen Raum hat das kulturwissenschaftliche Anliegen den universitären Bereich immer mehr erfasst, was sich nicht zuletzt in einer Reihe von Institutsgründungen gerade auch im deutschsprachigen Raum zeigt.¹² – Je nach Standpunkt erübrigt das kulturwissenschaftliche Paradigma auch Gegensatzbildungen wie etwa den zwischen Human- und Sozialwissenschaften und ihren jeweiligen Prärogativen.

Für eine „Kultur des Bundes“ – Schritte nach dem Jubiläum

Man wird unterscheiden können zwischen lang-, mittel- und kurzfristigen Schritten in der Ausrichtung, die sich für die Gestaltung des zweiten Jahrhunderts nahelegen. In jedem Fall wird sich recht bald die Frage einstellen – um beim „Fackellauf“ zu bleiben –, an welchen „Orten“, gesellschaftlich oder lokal gesehen, denn eigentlich „Feuer gelegt“ werden soll. Dazu sind auf dem Pflingstkongress 2015 ja bereits Dinge nominiert worden, etwa sich noch stärker zu engagieren in den Prozessen der Globalisierung und wiederum verstärkt mit dem pädagogischen Konzept Schönstatts zu arbeiten (Michael Hochschild) und anderes mehr.

Die Steuerungsgremien der Gesamtbewegung (Präsidien und Zentralen) werden nicht umhinkönnen ins Auge zu fassen, wie die mehr additiv skizzierte Ausrichtung der Bewegung in der Zukunft umgesetzt werden soll und Gestaltungsfaktor werden kann. Dazu wird mit einiger Gewissheit das Motiv „Für eine Kultur des Bundes“ oder „Bündniskultur“ zu rechnen sein.

¹² Vgl. Artikel Wikipedia über das entsprechende Institut der Uni Leipzig und sein skizziertes Selbstverständnis. – Vgl. ebenso E. List/E. Fiala (Hrsg.), Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Studien. Tübingen und Basel 2004; F. Jäger/J. Straub, Handbuch der Kulturwissenschaften, 3 Bde., Stuttgart und Weimar 2004 (Bd. 1 Grundlagen und Schlüsselbegriffe; Bd. 2 Paradigmen und Disziplinen, Bd. 3 Themen und Tendenzen); K. P. Hansen, Kultur und Kulturwissenschaft, Tübingen und Basel, 3. Auflage 2003.

Von mehreren Anhaltspunkten aus betrachtet: Geht man unter anderem davon aus, dass der Dialog der „Bewegungen“ untereinander und mit der Gesamtkirche weitergeht, stellt sich für „Schönstatt“ vielleicht mehr als für andere die Frage seiner genuinen und kommunikativen Identität. Eine lediglich additive „Aufzählung“ der Grundanliegen Schönstatts: seiner marianischen, pädagogischen und apostolischen Bestrebungen samt der Grundanlage seiner Sozialstruktur und deren zugrundeliegenden Prinzipien, wird dazu nicht genügen.

In Durchführung und Auswertung des Jubiläums hat sich gezeigt, dass eine breitere Einbeziehung von Zeitströmungen aus verschiedenen Gründen weniger zum Zuge kam. Das konnte man bedauern – es kann aber auch seine *ratio boni* gehabt haben, und zwar für den Fall, dass „Bündnis-Kultur“ nicht nur grundsätzlich, sondern gerade in seinem aktuellen Zeitbezug gesehen wird, der in jedem Fall gegeben scheint, weil der Dialog bzw. der Konflikt der Kulturen (und Religionen) für die Gegenwart und Zukunft alles andere als marginal zu betrachten ist.

Das würde aber für die unmittelbare Gegenwart und auch die nähere Zukunft bedeuten, dass z. B. die soeben erschienene Enzyklika „Laudato sí“ von Papst Franziskus nicht als Zeitenstimme *neben* „Bündniskultur“ gelesen wird und stehen bleibt, sondern in einem ausdrücklichen Bezug dazu; als inhaltlicher Strang und grundlegende Thematik – unbeschadet der Tatsache, ob und dass der Papst den Begriff „Kultur“, „Kultur-Entwicklung“, „kulturelle Revolution“ etc. selbst an verschiedenen Stellen bringt. – Man wird gar überlegen können, ob nicht im Spektrum diverser gesellschaftlicher Strömungen gerade die ökologische Strömung als eine Art Basis-Trend betrachtet werden kann, insofern als alle anderen Desiderate eine bewohnbare Erde und ein halbwegs ökologisches Gleichgewicht voraussetzen.

Für Schönstatt hierzulande, das heißt Deutschland und Mitteleuropa, scheint die Option „Für eine Kultur des Bundes“ in jedem Fall unverzichtbar, wenn das „Liebesbündnis für die Menschen in unserem Land“ mehr sein will als Nachbarschaftshilfe und Kontaktpflege, sondern die „Farbigkeit“ der Bevölkerung, den Zustrom der Flüchtlinge auf der einen und die zunehmend religiös-kirchliche Unbehaustheit vieler wirklich in den Blick nimmt!

OTTO AMBERGER

PÄDAGOGISCHES ARBEITEN NACH PATER JOSEPH KENTENICH DIE BEDEUTUNG DES „KLIMAS“

In vorhergehenden Artikeln wurde das Thema „Strömung“ und „Vision“ im pädagogischen Arbeiten P. Kentenichs in den Blick genommen.¹ Nun geht es hier um den Faktor des sogenannten „Klimas“.

Ausgangspunkt dieses Themas ist die Beobachtung, dass in den Texten P. Kentenichs doch relativ oft das Wort „Klima“ oder „Atmosphäre“ erscheint. Es scheint ihm irgendwie wichtig zu sein. So hat es mich angeregt, einmal dem genauer nachzugehen, was er damit meint oder was sich bei ihm dahinter versteckt. Den Weg dazu nehme ich nicht direkt. Ich möchte erst unseren heutigen Erfahrungshorizont wahrnehmen, um mich von dort aus ihm zu nähern.

„Klimaforschung“, „Klimawandel“, „Klimaveränderung“, „Klimasünder“ und „Klimaschutz“ sind Stichworte, denen wir heute täglich begegnen. Ohne dieses komplexe Thema näher beleuchten zu wollen, klar scheint jedenfalls zu sein, dass die Menschheit global das Klima der Erde deutlich beeinflusst. Sie ist deswegen zunehmend in Pflicht genommen, ökologisch verantwortlich zu handeln. Wir können sagen: Das Klima in der Erdatmosphäre beeinflusst deutlich unser Leben, es ist aber auch so, dass wir als Menschen dieses Klima mitgestalten. Es ist nicht einfach etwas Vorgegebenes.

„Klima“ oder in gleicher Weise „Atmosphäre“ sind Wörter, die wir aber auch in einem übertragenen Sinn verwenden. Wir beschreiben damit etwa, von welcher emotionalen Qualität das zwischenmenschliche Miteinander (etwa in Gruppen) bestimmt wird. Dazu gehören etwa Untersuchungen zum „sozialen Klima“ in der Schule.² Im Übrigen war es immer schon so, dass Institutionen mit einem weltanschaulichen Anspruch (wie Religionen oder Ideologien) durch Gestaltung eines entsprechenden „Klimas“ versucht haben, den Menschen ganzheitlich zu prägen.

Wir beziehen es auch auf das „Klima“ eines Gesprächs zwischen Menschen. Entsprechend sagen wir: Es herrschte bei diesem Gespräch eine entspannte oder eine angespannte Atmosphäre. Das „Klima“ der Begegnung war eher sachlich bestimmt oder mehr persönlich. Wir können sagen: Hier in dieser Gruppe gibt es ein gutes oder ein schlechtes „Klima“ im Miteinander. Das „Klima“ ist auch hier nicht einfach vorgegeben. Wir gestalten es mit. Man kann etwas für die Verbesserung des „Klimas“ tun. So spricht man heute schon mal von einem „Klima-Gespräch“,

¹ Vgl. Amberger, O., Strömung. Pädagogisches Arbeiten nach Pater Kentenich, in: Regnum 47(2013) 158-175; ders., „Vision“ bei Pater Joseph Kentenich, in: Regnum 48(2014) 125-134.

² Vgl. dazu etwa Maschke, S., Stecher, L., In der Schule. Vom Leben, Leiden und Lernen in der Schule. Wiesbaden 2010.

wenn es darum geht, das „Klima“ in einer Familie zu verbessern. Wichtig ist, dass das Vertrauen und die Offenheit füreinander wachsen, dass die Möglichkeit gegeben ist, Konflikte frei anzusprechen. Es geht aber auch um sehr praktische Dinge wie die ästhetische Gestaltung der Räume, damit es einfach einladender und ansprechender wirkt.

Auch wenn wir vielleicht gar nicht genau sagen können, was es ist, was das zwischenmenschliche „Klima“ ausmacht, es wirkt jedenfalls. Manchmal ist es eine Frage des intuitiven Wahrnehmens. Mancher merkt schnell, dass irgendwelche Spannungen in der Luft liegen. Der andere merkt gar nichts. Das lässt sich nicht immer genau bestimmen. Jedenfalls ist auch wissenschaftlich klar, dass das „Klima“ innerhalb einer Gruppe Auswirkungen auf das konkrete Verhalten und Handeln der Mitglieder einer Gruppe hat, zum Beispiel in der Schule, wo das „Sozialklima“ in Schulklassen genauer untersucht wird.³

Betriebsklima

Wo dieses Thema „zwischenmenschliches Klima“ deutlich zum Tragen kommt, ist beim Betriebsklima. Dies ist vermutlich deswegen so wichtig, weil es auch Auswirkung auf die Arbeitsleistung der Mitarbeiter hat. So heißt es auf der Homepage einer Beratungsfirma:

„In einem angespannten Arbeitsumfeld entstehen Unzufriedenheit, Konflikte, innere Kündigung bis hin zu Burnout, Stress wird dann oft schon als unvermeidbar akzeptiert. Immer mehr Menschen ist das Arbeiten in erfüllender Beschäftigung in einem zwischenmenschlich und emotional guten Klima wichtiger als der Verdienst. Wer freudig zur Arbeit geht, ist motiviert und trägt dann i.d.R. gerne zum Erfolg bei.

Ziel des Trainings ist es, mit verschiedenen Methoden und praktischen Übungen zu verdeutlichen, was jede/r Einzelne im Team für ein gutes und produktives Klima beitragen kann. Es werden Ursachen von zwischenmenschlichen Klima-Störungen und Konflikten aufgezeigt und Varianten gezeigt, wie diese in Eigenverantwortlichkeit gelöst werden können.“⁴

„Klima“ und „Atmosphäre“ bei Pater Kentenich

P. Kentenich kennt auch aus persönlicher Erfahrung, was ein gutes oder schlechtes mitmenschliches Klima ausmacht. Er weiß, was ein „Klima der Verdächtigung“ ist, gegen das kaum jemand ankommt. So erlebte er sich etwa in der Zeit des Exils (1951-1965). Umgekehrt wünschte er sich ein „Klima“ der Freiheit und des Vertrauens, wie es viele Katholiken auch mit dem innerkirchlichen Aufbruch im Kontext des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) verbunden haben. Er zitiert entsprechende Äußerungen der Schriftstellerin Ida Friederike Görres (1901-1971).

³ Vgl. ebd. 53f.

⁴ <http://detlefgieske.de/gutes-klima-und-erfolg-im-team/> (10.10.2014).

Er ist sich bewusst, dass es nur durch die Hilfe bestimmter Personen (Kardinal Augustin Bea, Msgr. Oddone Tacoli) möglich war, das „Klima“ gegen ihn in Rom zu verändern.⁵

In seiner Redeweise

Um Vorgänge zu beschreiben, bedient sich P. Kentenich einer plastischen und bildreichen Sprache. Es ist eine sehr lebensnahe, gleichzeitig aber auch reflektierende Sprache, die konkrete Wachstumsvorgänge (in natürlicher Dimension und spirituell) beim Menschen und in Gemeinschaften beschreiben möchte. „Klima“, „Atmosphäre“ und Wörter aus dem Bereich der Natur sind sprachliche Hilfsmittel, um eben diesen „Lebensvorgang“ - ein typisches Kentenich-Wort - sichtbar zu machen. Dabei ist es aber auch wieder eine sehr eigengeprägte Sprache, die für einen Außenstehenden bisweilen nur schwer verständlich ist.⁶

Ein Beispiel:

⁵ Vgl. Archiv-Notizen (20.02.1962), 6 S. unveröffentl.; vgl. auch St (1954), in: Kentenich, J., Nüchterne Frömmigkeit. Milwaukee 1952/1953 (Studien an P. Turowski, 1. Band), Berg Sion 1999, 201; Gespräch mit Priestern in der Marienau (28.12.1965), in: PLE II, 19f. Zu den Quellenangaben bei Kentenich vergleiche, wenn nicht eigens vermerkt, : Amberger, O., Modelle subjektiver Glaubenserkenntnis bei John Henry Newman und Joseph Kentenich. Darstellung und vergleichende Diskussion (= Schönstatt-Studien 9), Vallendar-Schönstatt 1994, 310-322.

⁶ Überhaupt wäre es interessant, die Sprache P. Kentenichs einmal einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Vgl. dazu etwa bei Ignatius von Loyola: José R. de Rivera, Kommunikationsstrukturen in den geistlichen Exerzitien des Ignatius von Loyola, Hamburg 1978. Vgl. ebd. XII:
„Die Methode LOYOLAS enthält also eine vierte Form persuasiver Kommunikation, die der Einübung (exercitium). Diese systematisch geplante und durchgeführte Beeinflussung der inneren Strukturen des Verstehens- und Persuasionsprozesses findet konkret in einer Art Dialektik ‚Handeln-Einsicht‘ statt, die im Erlernen, Wiederholen und Verinnerlichen bestimmter Übungen vollzogen wird. Diese Grundform persuasiver Kommunikation wird insbesondere bei Menschen angewendet, die in eine bestimmte Gruppe, die z.B. einer gemeinsamen Ideologie anhängt, die aber auch durch gemeinsame praktische Zielvorstellungen zusammengehalten werden kann, integriert werden sollen.“ - Ebd.. 209: „Ein anderes Problem, das wahrscheinlich bisher nur unter dem Licht der Kritik an den autoritären Strukturen der katholischen Kirche betrachtet wurde, wird in den ‚Regeln um eine richtige Besinnung in der Kirche zu erreichen‘ gestellt. Die Relation der Exerzitanten zur Kirche wird als eine Relation zur Mutter strukturiert. Das sollte auch Gegenstand einer Untersuchung sein - wie auch das Problem der induzierten geistigen Kindheit. Die Möglichkeit, dass LOYOLA in seinen Exerzitien diese Relation missbraucht hat, ist nicht auszuschließen, aber er könnte wohl die Bedeutung dieser Übertragung (Mutter-Gesellschaft) für eine (positive) Integration des Menschen in die Gesellschaft erraten haben.“

„Die Fruchtbarkeit eines Saatkornes wird nicht nur durch die Eigenart von Grund und Boden, sondern auch durch das Klima und durch gedeihliche Nährstoffe wesentlich mitbestimmt. Besagtes originelles Liebesbündnis schenkt beides in überaus wohlgeordneter Weise und überreichem Ausmaße. Als gedeihliches Klima darf das Leben aus Blankovollmacht und Inscriptio aufgefasst werden, das die Echtheit des gegenseitigen Bündnisses ausweist und vornehmlich in *den* Gemeinschaften sich auswirkt, die unmittelbar um unsere Heiligtümer ihre dauernde Wohnstätte haben. Nährstoff ist die umfassende und tiefgreifende Erziehungsweise, die unsere Dreimal Wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt als große Familienerzieherin und Führerin der Familie hat angedeihen lassen und deren Grundsätze sie ihr als ein geschlossenes und in etwa bewährtes System der Bündnis-, Werktags- und Werkzeugsfrömmigkeit zu treuen Händen als dauerndes Erbgut in lebendigster Fühlung mit ihrem Heiligtume anvertraut hat... Damit ist die Fruchtbarkeit des besagten Bündnisses noch nicht erschöpft. Es ist für Pallottis säkulare Konzeption - wie sie in den beiden Leitgedanken zum Ausdruck kommt - nicht nur Mutterboden, Klima und Nährkraft: es bestimmt auch - wiederum unabhängig von Pallotti - die äußeren Lebens- und Organisationsformen der Gesamtfamilie.“⁷

Bisweilen formuliert er in seinen Texten auch ein „Klima“, aus dem heraus folgende Gedankengänge verständlich und einsichtig gemacht werden sollen.⁸ Gleiches gilt auch für seine Vorträge.⁹ Es fällt auf, dass er oft nicht sofort und direkt in ein Thema einsteigt. Er bereitet „klimatisch“ einen Beziehungsraum, in dem die Kommunikation mit Vermittlung von Sachinhalten stattfindet.

Ein Beispiel aus dem Anfang der Weihnachtstagung 1966:

„Meine liebe Schönstattfamilie!

Ja, einer kurzen, inhaltsreichen Rede (Lachen) müsste ich natürlich auch eine ähnlich inhaltsreiche Gegenrede folgen lassen; müsste also nun sagen: Ich protestiere zunächst gegen eine Häresie (Lachen). Worin die besteht? Als wenn ich mich niemals nicht hier wohlfühlt hätte (Lachen). An sich müsste ich jetzt Abschwörung verlangen, will's aber aus Gnade und Barmherzigkeit nicht tun.

⁷ Brief an P. Alex Menningen (14.02.1955) unveröffentl. Zu den Begriffen Blankovollmacht, Inscriptio, Werkzeugsfrömmigkeit und Pallotti entsprechende Artikel in: Branzten, H. u.a. (Hrsg.), Schönstatt-Lexikon. Fakten – Ideen – Leben, Vallendar-Schönstatt 1996. Vgl. auch St (1954), in: Kentenich, J., Nüchterne Frömmigkeit. Milwaukee 1952/1953 (Studien an P. Turowski, 1. Band), Berg Sion 1999, 108f.

⁸ Vgl. St (1960) 9.

⁹ Vgl. Kentenich, J., 2. Vortrag (16.10.1947), in: Strategie des Liebesbündnisses. Vorträge und Begleitbriefe der Oktoberwoche 1947, hrsg. und bearbeitet von P. Heinrich Hug, Vallendar-Schönstatt 1997, 135: „Was ich zu sagen gedenke, ist nicht nur eine Ergänzung zu dem Gehörten, sondern gleichzeitig eine Brücke zu dem, was ich in diesem Vortrag sagen möchte. Es schafft im gewissen Sinne das Klima, aus dem heraus die Gedanken reicher erwachsen.“

Es ist recht, es soll also keine Begrüßung folgen. Aber ich meine, eine Ausnahme sollte ich doch machen. Wir haben zum ersten Male Herrn Prälat Wissing¹⁰ bei einer solchen Gelegenheit in unseren Reihen (anhaltendes Klatschen). Ihm gilt die Tagung, wenn es auch eine Arbeitstagung ist, ja gerade weil es eine Arbeitstagung ist; und der Höhepunkt der Tagung will eine kleine Festfeier für ihn sein.¹¹

Wichtige Personen werden begrüßt. Es folgt ein kleiner Scherz. So schafft er einen personalen Raum, der auch ein gemeinsames Arbeiten ermöglicht. Menschliches und Geistliches durchdringen sich.¹²

P. Kentenich konnte das vorherrschende „Klima“ bei seinen Hörern aufgreifen. Er verarbeitet dieses Klima in seinen Vorträgen und gibt darauf eine religiös-pädagogische Antwort. Das lässt sich etwa an dem Vorgang „Gnadenkapital“ sichtbar machen, den er am Beginn des Ersten Weltkriegs mit den Schülern des Studienheimes in Schönstatt vollzog.¹³

¹⁰ Wilhelm Wissing (1916-1996) war mitbeteiligt in dem Bemühen, Pater Kentenich aus der kirchlichen Verbannung freizubekommen. Vgl. auch Wissing, W., Gott tut nichts als fügen. Erinnerungen an das Leben in bewegter Zeit (hrsg. v. Karl R. Höller), Mainz 2001.

¹¹ 1. Vortrag (27.12.1966) - Vorträge der Weihnachtstagung (27.-30.12.1966), in: PLE XII, 5.

¹² Vgl. auch 1. Vortrag (14.10.1967) – Vorträge der Oktoberwoche (14.-18.10.1967), in: PLE XVIII, 7: „Meine liebe Schönstattfamilie! Es ist mir, als hätten die schlichten Begrüßungsworte alle Türen und Tore unseres Herzens aufgeriegelt. Es ist mir, als wenn die ganze, tiefe, übernatürliche Einstellung, die in uns lebendig ist, nun den ganzen Saal durchwehte. Damit ist an sich die Atmosphäre bereits gegeben, in die hinein wir alle gerne unsere Worte sagen und unsere Gebete senden.“

¹³ Vgl. Hug, H., Hinführung: Zur Entstehung der Blankovollmachts-Strömung, in: Kentenich, J., Blankovollmacht. Predigten, Vorträge (bearb. von P. Heinrich M. Hug), Schönstatt 2005, 24: „Für die Sodalen, die Soldaten wurden und an die Front kamen, war die Veränderung des Geldes tagtägliche Erfahrung. Vor allem jedoch wurde es für sie zu einem Dauerthema, wieviel Geld sie dem Reich in Form von Schuldverschreibungen zur Verfügung stellen sollten. Da die Bereitschaft zu diesem Dienst der Öffentlichkeit gegenüber unter den Soldaten-Sodalen sehr hoch war, kam jedesmal eine neue Unsicherheit und Debatte in Gang, wenn Vorschläge aufkamen, dieses oder jenes apostolische Ziel (oder die Bestellung von hl. Messen für die Seelenruhe der Gefallenen) finanziell zu unternehmen.

Vor allem aber entsprach die aufkommende Strömung der Beiträge zum Gnadenkapital dem allgemeinen Klima, in welchem Wirklichkeiten wie Kapital, Zinsen, Schulden, Kriegsanleihen, Wirtschaft und viele damit zusammenhängende Fragen zum öffentlichen Bewusstsein gehörten. Als Pater Kentenich am 12.5.1916 das Wort vom Gnadenkapital erfunden hatte und im Brief an Josef Fischer wie beiläufig gebrauchte, traf der Begriff in ein vorbereitetes Klima und breitete sich deswegen unter den Sodalen rasch und vitalisierend aus.“

Oft wird dieses „Klima“ auch mit der geprägten Redewendung eines „familienhaften Klimas“ beschrieben. Es ist eine Mischung von Herzlichkeit, Offenheit und Gelocktheit, mit Humor und gleichzeitig auch religiöser Tiefe.¹⁴

Es geht P. Kantenich in Schönstatt um ein „Klima“ der Beheimatung. Es ist für ihn eine Beheimatung im Herzen der Gottesmutter, in Gott und auch untereinander, wie er es im „Heimatlied“¹⁵ im Gebetbuch „Himmelwärts“ genauer beschreibt.¹⁶

P. Kantenich meint, dass Schönstatt eine eigengeprägte Atmosphäre und ein ebensolches „Klima“ hat. Im Zusammenhang mit dem 20. Januar 1942 als dem zweiten Meilenstein der Schönstattgeschichte schreibt er:

Es geht um „ein Mit- und Ineinander zwischen Himmel und Erde, zwischen Jenseits und Diesseits, zwischen Gnaden- und Naturordnung, das das Klima bestimmt, in dem wir leben dürfen und in dem allein der heißersehnte Schönstattmensch und die Schönstattgemeinschaft wachsen und gedeihen können.“¹⁷

Es ist ein „überaus warmes Klima“, das er mit dem Wirken der Gottesmutter und dem entsprechenden „Immaculata-Geist“ in Schönstatt in Verbindung bringt.¹⁸ Gemeint ist damit ein „Klima“, das der Freiheit der Kinder Gottes entspricht und ein ganzheitliches Heilsein mit innerer und äußerer Ausgewogenheit ermöglicht. Natürlich ist so etwas bei Menschen nie ganz Wirklichkeit, aber ersehntes Ideal.

Überhaupt entsteht aus einem marianischen Klima, wie es Schönstatt prägt, ein christozentrisches, spiritipherisches und schließlich patrozentrisches Klima. Er spricht sogar von einer „Trinitätsatmosphäre“.

Er sagt 1966 in Schönstatt:

„Wir sind hier ..., und das will heißen: an einem Ort, wo eine ganz ausgeprägte Vateratmosphäre weht, ein Vaterklima uns entgegenweht aus allen Ecken, wo wir gehen und stehen. Symbol dafür, dass gegenwärtig die ganze Familie - ich brauche jetzt zunächst die Ausdrücke des Ansagers, Stück für Stück -, also will heißen, dass die gesamte Familie langsam den Berg emporklettert und langsam emporsteigt den Höhenweg bis zur Spitze dieser Vateratmosphäre, dieses Vaterklimas. Ein weiter Weg ist damit beschritten. Wir dürfen nicht übersehen, vor Jahren, vor wenig Jah-

¹⁴ Vgl. Ansprache zur Segnung eines MTA-Bildstocks in Hillscheid (16.10.1966), in: Kantenich, J., Briefe und Ansprachen an seinen Familienbund. Zum 16. Juli 1992 gesammelt, bearbeitet und eingeleitet von Pater Josef Maria Klein, Schönstatt 1992, 118.

¹⁵ Vgl. HW(1945) 158-161.

¹⁶ Vgl. dazu etwa Vortrag für die Schwabenjugend (30.10.1945), in: Kantenich, J., Heimkehr aus Dachau. Auswerten der Gefängniszeit. Einzelvorträge (Textfassung u. Zusammenstellung P. Heinrich M. Hug), Schönstatt 2005, 442-450.

¹⁷ Kantenich, J., Brief zum 20. Januar 1949, in: Ders., Sie kam – Sie sah – Sie siegte. Lehrbrief 1949 (bearb. v. P. Heinrich Hug), o.O. 1997, 256. Entsprechend beschreibt er schon mal das „Klima“, das aktuell in der Schönstattfamilie eines Landes herrscht. Vgl. St (1954) 191.

¹⁸ Vgl. etwa DD (1963) IX 221: „Wir wollten wahr machen, was das schöne, große Wort uns sagt: Immaculata-Geist ist der Mutterboden unserer Familie. So war es von Anfang an, so muss es auch bleiben ...“

ren, da hätten wir nicht wiederholt, was wir von Anfang an in solcher Situation zu sagen berechtigt und verpflichtet gewesen wären: Wir leben hier in ausgeprägt marianischer Atmosphäre. Es ist ja eine wundersame Entwicklung der Familie, (gleich) ob ich diese Entwicklung psychologisch (oder) theologisch sehe. Ein langsames Aufsteigen von unten bis zur höchsten Spitze, ein langsames Aufsteigen: marianische Atmosphäre, christomystische Atmosphäre, patrozentrische Atmosphäre, Trinitätsatmosphäre. Also in dieser Atmosphäre, in diesem Klima möchten wir ein paar Tage uns wohlfühlen.“¹⁹

Was Schönstatt hier hat, ist ein sehr eigengeprägtes Binnenklima. Dies ist von P. Kentenich auch bewusst so gewollt. Es ist ein „Klima“, in dem der Mensch ganzheitlich geprägt wird.²⁰ Dies steht dann im Gegensatz zu einem „Klima“, das der Mensch in der heutigen Kultur wahrnimmt. Es ist das Klima der Entbundenheit, das die Entstehung eines für Manipulation offenen Massenmenschen fördert.²¹

Immunisierung gegen den Zeitgeist

P. Kentenich wollte ein eigenes „Schönstatt-Klima“ schaffen, das gegenüber dem Zeitgeist immunisiert. Darin sieht er auch eine wichtige Vorreiterfunktion Schönstatts für die Kirche:

„Das wird für die Kirche der Zukunft wohl eine der glanzvollsten Perioden werden, wenn es ihr glückt, nachdem chinesische Mauern abgebaut sind, dafür zu sorgen, dass die Kinder der Kirche, die Glieder der Kirche, das Kirchenvolk, trotz dieses Abbaues der Mauer immer wieder in derselben Atmosphäre leben und sich entfalten kann.

Der liebe Gott möge alles, was wir auf diese Weise als Ideal vor uns sehen, segnen, möge uns helfen, dass wir die Probe bestehen, uns durchfinden, durch-

¹⁹ Kentenich, J., Ansprache vor dem Studentat aus Münster im Heiligtum auf Berg Schönstatt (17.07.1966), in: P. Joseph Kentenich an seine Pars motrix, Band 4: Das Jahr 1966, Teil II, o. O. 1993, 9f. Vgl. auch Kentenich, J., Vortrag (29. 07.1966), In: Ders., Lebensimpulse des Vaters für die Brüderfamilie. Band III, o.O., o.J., 86f.

²⁰ Vgl. Kentenich, J., Ansprache vor Schönstattmädchen der Diözese Aachen auf Berg Schönstatt (04.08.1966), in: PLE VIII, 47: „... wie wichtig das ist, dass wir in dieser großen Welt leben, die der liebe Gott für uns vorgesehen wie für das Fischlein das Wasser und für das Vöglein die Luft. Wir leben eben nicht in dieser uns angepassten und anzupassenden Sphäre und Atmosphäre. (Das) müssten wir halt alles mehr und mehr lernen, voneinander lernen, zumal wenn wir hier oben in Schönstatt sind: (es) sollte eine eigene Atmosphäre, eigenartige, ein eigenartiges Klima tief hineindringen in Kopf und Herz und das ganze Menschenkind innerlich erfassen, durchdringen und durchtränken und nach oben ziehen.“

²¹ Vgl. PT (1950) 185: „Es sind diese alles Entbundenheiten, die das fruchtbarste Klima für die Zeugung und Entfaltung des Kollektivmenschen darstellen. Verneinung und Nichtbeachtung der menschlichen Bindungen machen in der Wurzel charakterlos, seelenlos und deswegen religionslos.“

winden durch die katastrophale heutige Zeit, unberührt, immunisiert gegen den Zeitgeist, uns gegenseitig schützen und stützen und finden, um dann letzten Endes uns zu vereinen mit Gliederungen, die desselben Geistes sind, und so in dieser engeren Gemeinschaft das Klima der Kirche für die folgenden Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende mitbestimmen.“²²

„Klima“ in der Familie

Was für Schönstatt als großer Familie gilt, das gilt auch für die Naturfamilie. Es ist ein eingeeprägter Raum mit einem spezifischen „Klima“. Dieses „Klima“ kann gesund- oder krankmachend sein. P. Kentenich möchte ein „Klima“, das beides in sich hat: ein natürlich und religiös gesundes „Klima“.²³

Mit dem sogenannten „Hausheiligum“²⁴ möchte P. Kentenich dieses natürlich-religiöse Eigenklima einer Familie unterstützen. Es findet darin seinen symbolhaften Ausdruck und hat damit eine eigene spirituelle Mitte.²⁵

²² 1. Vortrag (23.11.1966), in: PrEx (1966), 62f.

²³ Vgl. Tischansprache bei der Primiz von P. Johannes Kulgemeyer (07.02.1965), in: P. Joseph Kentenich an seine Pars motrix, Band 2: Milwaukee 1964 und 1965, Berg Sion 1986, 169: „Ich meine, das gehört so ganz naturnotwendig in denselben Rahmen. Wir sollten halt dafür sorgen, dass in unserer Familie das Klima herrscht, das religiös gesunde Klima, aber auch so recht urwüchsig natürliches Klima, aus dem einmal Berufe, Priesterberufe und Ordensberufe, hervorgehen können.“

²⁴ Vgl. dazu Rebbe, M. u. W., Art. Hausheiligum, in: Brantzen u.a. (Hrsg.), Schönstatt-Lexikon. Fakten – Leben – Ideen, Vallendar-Schönstatt 1996, 139f.

²⁵ Vgl. Telefongespräch aus Schönstatt an den Victoria Patris-Kurs (11.08.1966), in: Kentenich, J., Briefe und Ansprachen an seinen Familienbund. Zum 16. Juli 1992 gesammelt, bearbeitet und eingeleitet von Pater Josef Maria Klein, Schönstatt 1992, 111.

„Um Ihre Familien tragfähig zu machen, haben Sie den letzten Schritt getan - oder wollen ihn tun -, dass unsere Familien (selber) ein Hausheiligum darstellen! Haben wir nicht immer einen ‚Herrgottswinkel‘ gehabt? Jetzt möchten wir sagen: ein Familienheiligum. Und erst wenn wir von da aus Atmosphäre in unsere Familien einströmen lassen, haben wir das rechte Klima für das Herzensheiligum. Denn vom Hausheiligum ist es nur ein kleiner Schritt zum Herzensheiligum. Wenn also unsere Familien getragen sind vom Gedanken des Heiligtums, dann sind sie ‚Kolonie des Himmels‘ - als Schönstattfamilie. Und das im Gegensatz zu der Atmosphäre, die uns draußen an der Arbeitsstätte und in der Erholung umweht. ... Das ist das Große, was der liebe Gott durch die Gottesmutter Wirklichkeit werden lassen will: dass alle Familien, die zu unserem Kreis gehören, sich zusammenfinden, dass die Nachbarschaft wie in der Urkirche sagen kann: ‚Seht, wie sie einander lieben!‘ Das ist gerade das, was wir in der heutigen Zeit vermissen. Es muss sein: ein inniges Ineinander - Miteinander - Füreinander. Dann wird auch die erste Strophe des Heimatliedes wahr:

‚Kennst du das Land, so warm und traut, das ewige Liebe sich erbaut ...‘

Jede Schönstattfamilie soll sein ein ‚Land so warm und traut, das ewige Liebe sich erbaut.‘

Vom „Hausheiligtum“ führt dann der Weg zu dem religiös geprägten Binnenraum des „Herzensheiligtums“.²⁶ Dabei gehören auch wieder beide Seiten zusammen: eine religiös geprägte Innerlichkeit und eine „Freudenatmosphäre“.

So heißt es in einem Brief an P. August Ziegler (1913-1972):

„Selbst Kreuz und Leid, Enttäuschung und Verfolgung ist nicht fähig, die Freudenatmosphäre aus Ihrem Inneren zu verbannen. Genießen Sie dieses überaus wertvolle Geschenk in vollen Zügen, tun Sie es besonders dann, wenn das Kreuz Ihre Schultern drückt.“²⁷

Spirituelles Wachstum beim Einzelnen

Auch Gott „wirkt“ ein „Klima“. Er hat einen unmittelbaren Zugang zum Inneren eines jeden Menschen. Es sind die Situation und die Umstände, in die Gott einen führt. Im „Klima“ dieser Situation begegnet er mir. Sie ist für mich Anreiz und eventuell auch Herausforderung, um mich als Christ und als Mensch weiterzuentwickeln.

So schreibt P. Kantenich aus dem Karmelgefängnis in Koblenz²⁸:

„Wenn im Gefängnis die andern misshandelt wurden, dann dachte ich bei mir selbst: Dieses Stillhalten in der Ungewissheit, ob dasselbe mir auch passieren wird, ist für mich das beste Mittel, um Gott zu lieben. Gott bereitet für mich immer die besten Windeln. Wie es auch kommt, es sind immer die besten Windeln für mich. Hier unten im Bunker sitzen, das sind für mich die besten Windeln. Wenn Gott für mich vorgesehen hat, dass auch ich so misshandelt werde, dann sind das die besten Windeln. Gott ist noch mehr Mutter als Vater, er ist schlechthin die Liebe. Er hält immer die besten Windeln für mich bereit. Wenn ich überzeugt bin, dass alles, was kommt, die besten Windeln für mich sind, dann kann ich immer froh und glücklich sein. Gott bestimmt das Klima, in welchem der Mensch am besten und schnellsten zu ihm gelangt. Wenn Gott für uns Hitze bestimmt hat, dann will er das nicht anders. Wo Gott mich haben will, da will auch ich sein.“²⁹

„Wo edle Herzen innig schlagen und opferfreudig sich ertragen ...“

²⁶ Vgl. ebd.

²⁷ Brief an P. August Ziegler (unveröffentl.) Mai/Juni 1958.

²⁸ Hier war er als Gefangener der Gestapo vom 20.09.1941 -11.03.1942.

²⁹ Triumph der Bündnistreue, in: P. Joseph Kantenich, Texte zum 20. Januar 1942. II. Teil (Sion Patris), Schönstatt 1973, 148. Vgl. auch Brief an Schwester Anna, in: P. Joseph Kantenich, Texte zum 20. Januar 1942. I. Teil (Sion Patris), Schönstatt 1973, 11 ff. : „Schon lange durfte ich Ihnen das Brot des Gotteswortes nicht mehr brechen und weiß noch nicht, wann es wieder möglich wird. Ein Glück, dass die Seele ein Geist und auf äußere Nähe nicht angewiesen ist; ein Glück, dass Gott sich den unmittelbaren Zugang zum Menschenherzen offen hält und selbst das Klima bestimmt, in dem es am schnellsten und sichersten seinen Hauptberuf erfüllen kann; ein Glück endlich, dass wir nicht nur zu Menschen von Gott, sondern auch zu Gott von Menschen sprechen können. Von dieser Möglichkeit mache ich reichlich Gebrauch, ähnlich wie Paulus das getan (Gal 4,19).“

Glaube braucht Klima

Abschließend können wir sagen: Was Pater Kentenich vielfältig mit dem Wort und Vorgang „Klima“ in seinem religiös-pädagogischen Tun entfaltet, das gilt auch im Raum der Kirche. Es ist seine Überzeugung: Glaube braucht ein bestimmtes „Klima“, um wachsen und sich entfalten zu können. So ist für ihn ein „marianisches Klima“ eine Art „Luft“, die sozusagen religiöses Atmen ermöglicht und christliche Kultur fördert.³⁰

So schreibt er im Zusammenhang mit der Weihe Deutschlands an die Gottesmutter Maria, wie sie die deutschen Bischöfe am 4. September 1954 in Fulda vollzogen haben:

„Mag sein, dass manche aus unseren Reihen sich die Weihe Deutschlands an die Gottesmutter anders vorgestellt hatten: anders von Seiten der Bischöfe und anders von Seiten des Volkes... Nachdem aber der Katholikentag von Fulda die Weihe so getätigt hat, wie es geschehen ist, bleibt uns nichts anderes übrig als - unserer Gewohnheit gemäß - das dadurch immerhin einigermaßen günstig beeinflusste marianische Klima auszunutzen, um unserer Schönstattsendung besser gerecht zu werden und die bisher begangenen Unterlassungsfehler gründlich zu sühnen und schnell und vollkommen wiedergutzumachen.“³¹

Umgekehrt sieht er, dass das heutige säkularisierte Klima dem Menschen das Glauben schwer macht. Er schreibt:

„Von Zeitenkrisen haben wir schon des Öfteren gesprochen. Wir sehen deshalb hier davon ab. Bemühen wir uns dafür, wenigstens mit einigen Strichen ‚den Menschen in der Krise‘ zu zeichnen - und kurz auf seine Unempfänglichkeit für das Leben aus dem Vorsehungsglauben hinzuweisen.

Der unerforschliche Geheimnischarakter der göttlichen Weltregierung sowie der für geschöpfliches Fassungsvermögen unverständliche unendliche Spannungsreichtum der göttlichen Eigenschaften, der sich dabei auswirkt, und die Sinnhaftigkeit und Begrenztheit der menschlichen Natur machen den Vorsehungsglauben zu allen Zeiten schwierig; das meinen wir, zur Genüge nachgewiesen zu haben.

Im Klima der heutigen Atmosphäre jedoch gedeiht er äußerst selten.

Schuld daran ist zunächst der Zug zur Entpersönlichung, der auch in die religiöse Welt eingebrochen ist, weil er unmittelbar auf Gott abfährt und zu seiner Entpersönlichung und damit zur Verdunkelung und Leugnung der providentia generalis et specialis führt. Nicht umsonst haben wir auf Herausarbeitung der persönlichen und individuellen Interessiertheit Gottes so viel Gewicht gelegt.

³⁰ Vgl. dazu von Gerard Manley Hopkins (1844-1889) das Gedicht „The blessed virgin compared with the air we breath“ (Die Heilige Jungfrau verglichen mit der Luft, die wir atmen.), in: Ders., Gedichte (ausgewählt u. übertr. von Stefan Döring u.a.), Berlin 1995, 48-59.

³¹ St (1954) 124.

Dazu kommt der Geist einer übermäßigen Diesseitsorientierung, der die Folge der Technisierung des Lebens ist, die mit dem Siegeszug der Naturwissenschaften gleichen Schritt hält, und der nur mit Mühe den Weg hinein in die Welt der übernatürlichen Wirklichkeit findet; der endlich am liebsten die ganze Dimension des Jenseitigen, des Göttlichen, des Transzendenten und Metaphysischen im eigentlichen Sinne des Wortes streichen möchte. So stark sind die geistigen Fähigkeiten des heutigen Menschen verkümmert und eingeschrumpft. Der harte Kampf ums Dasein tut ein Übriges.³²

Klima der Liturgie

Abschließend sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass Pater Kentenich von einem „Klima der Liturgie“ spricht. Es lädt die Gläubigen ein, sich in den Mitvollzug der Liturgie hineinnehmen zu lassen.³³

Zusammenfassung

Der Faktor „Klima“ hat im pädagogischen Arbeiten P. Kentenichs einen nicht zu geringen Anteil. In dieses „Klima“ sind seine spirituell und theologisch durchaus anspruchsvollen Vorträge eingebunden. Im Vordergrund des pädagogischen Arbeitens stehen aber immer die konkreten Menschen. Und für die ist „Klima“ eben eine wichtige Voraussetzung für seelisches und spirituelles Wachstum. Letztendlich spricht er sogar von dem Vorgang „Von Atmosphäre zu Atmosphäre“³⁴.

³² Brief an Pater General Turowski, in: Kentenich, J., Vorsehungsglaube. Milwaukee 1952/1953 (Studien an P. Turowski, 2. Band), Berg Sion 1999, 593.

³³ Vgl. Vierwöchige Exerzitien (Juli 1929) "Hochherzig dienende Liebe", 1. Woche, 1. Tag, 1. Vortrag, 5-10. [23. Juli?], 5: „Der zweite Gedanke soll uns gleich die ersten Schritte gehen lassen auf diesem vielleicht noch etwas ungewohnten Wege. Diese Tage sind ja mehr auf Praxis eingestellt. Wir leiden und werden leiden unter dem Wechsel des Klimas. Wir wollen uns daran gewöhnen, das Klima der Liturgie auf uns wirken zu lassen, indem wir uns in den Inhalt der heiligen Messe vertiefen. Ich möchte Ihnen den Rat geben, öfter das [jeweilige] Messformular [des Tages] durchzulesen. Ich habe den Eindruck, wenn wir am Ende der Exerzitien [ein] etwas tieferes Verständnis für die heilige Messe haben, dann haben wir genug erreicht.“

³⁴ Vgl. Aus einem Gespräch der Familienleitung mit unserem Vater auf Berg Schönstatt (20.06.1966), in: Kentenich, J., P. Joseph Kentenich an seine Pars motrix. Band 3: Das Jahr 1966, Teil I, Berg Sion 1989, 211: „Wir sollten versuchen, da gerade heute, wo die Überspitzung da ist, das Durcheinander - also ein Extrem gegen ein (anderes) Extrem -, möchte mich dünken, wir müssten mit unseren Leuten von Atmosphäre zu Atmosphäre kommen. Es ist zu viel verlangt, wenn wir einfach sagen: Das müsst ihr heute fertigbringen, (euch gegen fremdes Klima behaupten). Ich glaube nicht, dass das geht. Dazu kommt ein anderes ... : Die Leute, die heute kommen, die kommen nicht mehr aus den gefestigten Familien wie vor etlichen Jahren.“

Es wäre interessant, dieses Arbeiten mit Klima bei P. Kantenich mit ähnlichen Vorgängen im Bereich des pädagogischen Arbeitens zu vergleichen. Ansätze zum Vergleich finden sich etwa beim psychodramatischen Arbeiten nach Jacob Levy Moreno (1889-1974). In dem von ihm gestalteten psychodramatischen Prozess (Stegreiftheater) gibt es auch eine „Warming Up Phase“ (Erwärmungsphase), in der es um die „Betroffenheit“, die „Hitze“ und die „existentielle Erwärmung“ der Gruppenteilnehmer geht.³⁵

Man kann auch sagen: Die Kommunikation, wie P. Kantenich sie praktizierte, hat einen stärker ganzheitlichen Charakter. Wenn bei der Kommunikation der verbale Anteil nur 7 Prozent ausmacht, der mitbestimmende non-verbale Anteil aber immerhin bei 93 Prozent liegt (dazu gehört die Person des Redners, seine Stimme, gesunde, natürliche, selbstsichere Ausdrucksfähigkeit), dann ist bei aller Bedeutung des Gesprochenen dieser non-verbale Anteil nicht zu unterschätzen.³⁶ Eben auch das „Klima“ hat Einfluss auf das Gelingen des Kommunikationsvorganges. Zentral ist, was P. Kantenich mit seiner Kommunikation will. Es geht um die Förderung des menschlich-religiösen Wachstums seiner Zuhörer. Da geht es auch um kognitive Inhalte, aber ein Appell an Verstand und Wille ist zu wenig. Der Mensch in seiner emotionalen Befindlichkeit will ernstgenommen und integriert werden. Bestätigen kann dies eine Bemerkung des Psychologen und Theologen Guido Kreppold:

„Das Hauptproblem im kirchlichen Raum – warum die Ideale des Christentums so wenig greifen – hat seine Ursache in der Abspaltung der Gefühle, die von Verstand und Wille nicht unmittelbar lenkbar sind und wie Wasserläufe ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit gehorchen. Solange kein Weg gefunden wird, den Gefühlen ein heilendes, erlösendes, beruhigendes und tragendes Flussbett zu graben, bleibt jede Abmahnung von oben, jeder Appell von außen, jeder Aufruf zu guten Taten und zur Besserung ein verhallender Ruf in der Wüste. Wenn nicht die innere Spaltung der Menschen (sprich der Getauften) in Ratio und Emotion, in Frömmigkeit und diesseitiger Wirklichkeit aufgehoben wird, werden alle Versuche, aus einem privatistischen Christentum ein Christentum der Tat zu machen, scheitern. ... Es soll nicht mehr ein Denken ‚herrschen‘, das mit messerscharfer Logik gegen jede Empfindung und jedes Mitgefühl den Menschen und mir selbst sagt, was richtig und falsch, was zu tun und was zu lassen ist; vielmehr solle ein Denken möglich werden, wo auch die Gefühle ein Recht haben und an der Ausrichtung und am Ergebnis mitbeteiligt sind. Nur auf diese Weise werden die Emotionen versöhnt und be-

³⁵ Vgl. Hutter, Chr., Psychodrama als experimentelle Theologie. Rekonstruktion der therapeutischen Philosophie Morenos aus praktisch-theologischer Perspektive, Münster 2000, insbes. 111. Hier heißt es: „Ohne Betroffenheit der Gruppe ist - so die feste Überzeugung Morenos - keine psychodramatische Arbeit möglich. Der Verzicht auf diese ‚Hitze‘, oder wie er es später bezeichnet auf die existentielle Erwärmung der TeilnehmerInnen, gefährdet gleichsam den therapeutischen wie den sozialwissenschaftlichen Ertrag einer Sitzung.“

³⁶ <http://www.rhetorik.ch/Beeinflussen/Beeinflussen.html> (24.11.2014).

ruhigt. Wenn der Wille nicht mehr gegen sie streben muss, bekommt er auch die Kraft für ein neues Verhalten.³⁷

Wie geistliches „Klima“ in Schönstatt als ein Einklang von natürlich angenehmem Ort, religiöser Mitte mit dem Heiligtum und geistlichem Wirken von Personen wirken kann, zeigt exemplarisch der Bericht von Hermann Multhaupt über den Besuch von Mitgliedern der Familie des Orientalisten Paul Ernst Kahle (1875- 1964) Anfang 1939 in Schönstatt.³⁸ Die Familie war durch die Nationalsozialisten bedroht, weil Mutter und Sohn bei der Reichskristallnacht November 1938 einer jüdischen Besitzerin beim Aufräumen ihres Ladens geholfen hatten. Der Wallfahrtsort Schönstatt mit seiner besonderen Atmosphäre wurde für die Familie zu einem Ort der Zuflucht und des Auftankens. Die Gespräche mit P. Kentenich waren eine starke Ermutigung in der Frage, wie man mit Gottes Hilfe einen Weg aus der lebensgefährlichen Bedrohung finden konnte.

³⁷ Kreppold, G., Krisen. Wendezeiten im Leben (Münsterschwarzacher Kleinschriften Band 103), Münsterschwarzach 2001 (4. Aufl.), 90f.

³⁸ Multhaupt, H., Jeder Grashalm hat einen Engel. Roman nach einem Zeitdokument, München 1986, 76-80.

M. DORIA SCHLICKMANN

DER AUSBRUCH DES ERSTEN WELTKRIEGES UND DIE ENTSTEHUNG DER SCHÖNSTATT-BEWEGUNG

Entwicklungsgeschichte vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges

Pater Josef Kentenich, der Gründer der Schönstatt-Bewegung, kam als junger Pallottinerpater 1912 nach Vallendar an das damalige Jungeninternat - heute Theologische Hochschule. Dort zunächst als Lehrer für Latein und Deutsch eingesetzt, sorgte eine revolutionäre und aufgeheizte Stimmung unter den Schülern dafür, dass J. Kentenich sechs Wochen nach Schulbeginn aus dem Lehrdienst herausgenommen und als Spiritual für die Jungen eingesetzt wurde. Diese plötzliche Veränderung der Lage offenbarte sein pädagogisches Talent, das dem Provinzial, Pater Kolb, schon länger aufgefallen war.

Pater Kentenichs erster Vortrag am 27. Oktober 1912, vor den Jungen in der Hauskapelle des neubauten Studienheims gehalten, wurde zu einem denkwürdigen Dokument, das seine pädagogischen Fähigkeiten besonders augenscheinlich machte. Der meine Doktorarbeit begleitende Pädagogikprofessor Dr. M. A. Meyer bezeichnete diesen Vortrag, heute bekannt unter dem Titel „Vorgründungsurkunde“, als „ein phantastisches pädagogisches Manifest“ und „pädagogisch hochgradig auswertbar“.

In diesem Vortrag legte der junge Spiritual den Schülern seine Zielvorstellungen, sein *Programm*, wie er es nannte, vor. Pater Kentenich lud die Jungen ein, nicht zu warten, bis sie von andern erzogen und gemäßregelt würden, sondern sich mannhaft selbst zu erziehen zu *festen, freien priesterlichen Charakteren*.

In der Folgezeit entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis zu ihm und das Verhältnis zu den übrigen Lehrern verbesserte sich. Darüber hinaus wuchs auch unter den Jungen eine engere Gemeinschaft, die ihren Höhepunkt fand in der Gründung einer Marianischen Kongregation am 19.4.1914.

Marianische Kongregationen waren damals weit verbreitet. Pater Kentenich hob später hervor, die Jesuiten hätten der Kirche zwei Geschenke von großer apostolischer Ausstrahlung und Bedeutung gemacht: die ignatianischen Exerzitien und die Marianischen Kongregationen. Er erkannte relativ früh, dass das Christentum in Zukunft nicht durch traditionelle Formen und Konventionen aufrecht zu erhalten war. Der Katholizismus, dem sich die Masse zugehörig fühle, würde – so seine Überzeugung – aufhören. Ein reines Traditionschristentum, bei dem man seine Sonntagspflicht erfülle, könne in der kommenden Zeit nicht überleben. Daher käme es auf jede Einzelpersonlichkeit an, in der die Werte des Christentums verinnerlicht, glaubwürdig vorgelebt und veranschaulicht würden.

Ihm war von vornherein klar, dass der Wandel zu solch stabilen und resistenten christlichen Persönlichkeiten nicht durch Eigenleistung, Selbsterziehung allein möglich war. Die ethischen Anstrengungen müssen – so seine Überzeugung – durch die Gnade ergänzt werden. Das brachte für ihn Maria als Gnadenvermittlerin, aber auch als *Mutter* und *Erzieherin* ins Spiel. Denn so hatte er sie von Kindheit an persönlich erfahren, wie er selbst bezeugt. Diese Erfahrung nahm ihren Anfang in einem besonderen Geschehen, das für ihn zu einem Schlüsselereignis für sein weiteres Leben wurde:

Mit acht Jahren kam er in ein Waisenhaus, weil seine Mutter – alleinerziehend – keine andere Möglichkeit gesehen hatte, ihm eine bessere Schulbildung und Fürsorge zukommen zu lassen. In ihrem Schmerz ging die Mutter in der schweren Abschiedsstunde mit ihrem Jungen in die Waisenhauskapelle und weihte ihn dort Maria. Sie übergab ihr einziges Kind der Gottesmutter mit den Worten: „Erziehe du doch mein Kind!“ Josef Kentenich vollzog diese Weihe innerlich tief mit. Durch Maria machte er eine tiefgreifende Gotteserfahrung. Er selbst bezeugt, dass er von dieser Stunde an Maria als persönliche Erzieherin und Begleiterin erlebte, auch durch harte Glaubenskämpfe während seiner Studienzeit hindurch.

Zunächst war dies jedoch eine persönliche biographische Realität, von der er nicht wusste, ob solche Erfahrungen auch für andere derartige Geltung bekommen sollten, ob also Maria von Gott einen generellen Auftrag zur Erziehung erhalten hat.

Maria und die Schüler des Studienheims

In der Zeit vor der Gründung der Marianischen Kongregation begegneten die Jungen des Internats allem Religiösen mit einiger Skepsis. „Blaubändchenverein“ nannten sie eine Marianische Kongregation, die sie für einen frommen Betverein hielten. Für alles allzu Fromme waren sie wenig aufgeschlossen. Wenn Pater Kentenich später eine Zustandsbeschreibung der Jungen nach dieser Richtung vornahm, äußerte er: „*Die Jungen waren ja eigentlich gar nicht religiös.*“ Offensichtlich verband er mit wahrer Religiosität auch andere Attribute als nur die Wahrnehmung frommer Gebetsübungen.

Wegen der Abwehr der Jungen ging Pater Kentenich zunächst religiöse Themen nur behutsam an, sprach mehr über ethische und erzieherische Fragen bis sie gemeinsam nach eineinhalb Jahren zur inneren Erkenntnis gelangten: Religion ist eigentlich etwas Vernünftiges und Sinnvolles. Die innere Neigung zum Religiösen begann in dieser Zeit auch gefühlsmäßig aufzukeimen. Darüber hinaus reifte in den Schülern die Einsicht, dass bei allem Mühen Selbsterziehung nicht ausreichte, ja auf Dauer müde machte, wenn nicht die Hilfe der Gnade hinzukommen würde, um die Persönlichkeitsentwicklung zu fördern.

Im Mai 1914, also noch vor Ausbruch des Weltkrieges, machte Pater Kentenich Maria zum Thema. Anlass dazu war zunächst, dass seit Mitte April die Marianische Kongregation bestand, deren Mitglieder in besonderer Weise Maria verehren sollten. Er sprach über die Liebe zu Maria, über Hindernisse, die im Innern dagegen

bestehen könnten, über ein kindliches und ritterliches Verhältnis zu ihr, um auf unterschiedliche Ansprechbarkeit der einzelnen Jungen einzugehen. Zum ersten Mal erzählte er in diesem Zusammenhang ausführlich von seiner Marienweihe im neunten Lebensjahr, ohne preiszugeben, dass dieses Ereignis ihn selbst betraf.

Nun geschah etwas Eigenartiges, womit er selbst nicht gerechnet hatte: Die Jungen kamen Maria nicht nur innerlich näher, sondern die geweckte Marienliebe hatte auf die Jungen einen bildenden und formenden Einfluss. Pater Kentenich bezeugt später: *Auf einmal wurden Dinge möglich, die bis dahin nicht möglich gewesen waren.* Marias pädagogische Einflussnahme gewann so sehr an Bedeutung, dass die Jungen sich zu wandeln begannen, einen neuen Weg zum Religiösen fanden und in ihrem ethischen Streben augenscheinlich große Fortschritte machten. Worum Pater Kentenich sich mühsam über zwei Jahre hin pädagogisch bemüht hatte, stellte sich nun „*plötzlich*“ ein: ein gesteigertes ethisches und religiöses Leben, das vorher so nicht möglich war.

Diese Beobachtung an den Jungen bestärkte ihn in der Überzeugung, dass Maria einen pädagogischen Auftrag von Gott bekommen hat: Christus in den Menschen Gestalt werden, sie in ihr originelles Gottesgeheimnis hineinwachsen zu lassen. Die persönliche biographische Erfahrung weitete sich aus und überschritt auch all das, was Pater Kentenich bisher über die Wirksamkeit Marias in den Marianischen Kongregationen gelesen hatte. Maria hat offensichtlich einen Dauerauftrag. Es war also nicht allein so, dass sie historisch auf Erden zu Lebzeiten Jesu ihre Sache gut gemacht hatte und nun im Himmel „ihre Rente genießt“, sondern dass sie weiterhin als Mutter und Erzieherin aktiv bleibt. Diese Beobachtung Pater Kentenichs war von weitreichender Bedeutung für die spätere Gründung Schönstatts. Er bezeichnete diese Wahrnehmung, die sich mit der Gründung der Marianischen Kongregation verband, als eine *geöffnete Tür* für das Werden der kommenden Schönstatt-Bewegung. Das war kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der die nächste „geöffnete Tür“ zur Gründung darstellte.

Ausbruch des Ersten Weltkrieges und „Gründungsurkunde“

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges kam bei wacher Zeitbeobachtung für Pater Kentenich und eine Reihe seiner Zeitgenossen nicht völlig unerwartet. Wer wachsam die Zeit beobachtet hatte, konnte das Unheil heraufkommen sehen. Doch für das Studienheim überschlugen sich nun die Ereignisse: Am 31. Juli 1914 ließ der Rektor alle Schüler im Speisesaal zusammenkommen und ordnete an, dass sie sofort ihre Koffer packen sollten. Das Studienheim sei – was eine staatliche Vereinbarung im Kriegsfall war – als Lazarett zur Verfügung gestellt. Sie sollten umgehend nach Hause fahren. Denn schnell waren die Züge mit Soldaten überfüllt, die zur Front geschickt wurden. Bis zum 11.8.1914 hatten sich zu den regulär einberufenen 250.000 Männern noch 144.000 Freiwillige gesellt.

Ein Teil der älteren Schüler wurde sehr bald zum Militär einberufen, auch die, die an sich vorhatten, ins Noviziat nach Limburg zu gehen. Von den 28 Grün-

dungsmitgliedern der Marianischen Kongregation kehrten nach den Ferien nur noch ca. 10 zurück. Pater Kantenich sprach in seinem ersten Vortrag nach den unfreiwillig zehn Wochen dauernden Ferien von den „*Trümmern unserer hiesigen Kongregation*“.

In diesen Wochen, da die Jungen ihm in Briefen berichteten von der gänzlich veränderten Lage zuhause oder beim Militär, bewegte Pater Kantenich eine Frage, die ihn fast Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen ließ: Was wird nun aus den Jungen? Aus ihren Idealen? Aus allem, was sie sich bisher an Persönlichkeitsformung erobert hatten? Aus einem frisch aufgeblühten religiösen Leben? Er konnte ihnen nicht mehr beistehen, sie pädagogisch begleiten. Diese blutjungen Menschen, einige erst 17 Jahre alt, mussten urplötzlich in eine völlig andere Atmosphäre mit vielen andersgearteten Einflüssen, mit einer Reihe von Gefährdungen ihres sittlichen, religiösen und physischen Lebens. Sie wurden an alle Fronten Europas versprengt in einen grausamen Material- und Stellungskrieg, wie ihn die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte. Was tun? Pater Kantenich pflegte intensive Korrespondenz mit den Jungen und regte sie an, untereinander Kontakt aufzunehmen, sich in ihren Idealen gegenseitig zu ermutigen.

In dieser Zeit stieß er wie nebenbei auf einen unscheinbaren Zeitungsartikel über Valle di Pompei. Dort hatte ein Freimaurer, ein „*Rechtsanwalt und Materialist*“, wie Pater Kantenich später gern betonte, sich bekehrt und durch Gebet und Opfer einen Wallfahrtsort ins Leben gerufen. Maria wirkte dort Wunder, nicht eingeleitet durch eine Erscheinung oder Vision, sondern eingeladen durch Rosenkranzgebet und Opfer, zu denen der Rechtsanwalt Bartolo Longo viele angeregt hatte.

Dieser eine Hinweis aus dem Artikel ging Pater Kantenich nicht mehr aus dem Sinn. Ihn bewegte die Frage: ‚Wäre das hier in Schönstatt nicht auch möglich? Könnte es sein, dass Gott das wollte, dass auch wir Maria durch Gebet und Opfer in der Selbsterziehung bewegen könnten, sich hier in unserm kleinen Michaelskapellchen, dem künftigen Versammlungsort der Kongregation, niederzulassen? Wenn Maria sich dazu bewegen ließe, wäre sie den Jungen in ganz anderer Weise nahe, könnte ihre Wunder der Wandlung, ihre pädagogische Wirksamkeit noch ganz anders an ihnen entfalten. Was, wenn sie das ausweiten wollte, wenn das sogar für mehr Menschen gedacht war als nur für ihre kleine Kongregationsschar?‘

Pater Kantenich spricht mit niemanden über diese Fragen und Gedanken, nicht einmal mit dem Provinzial Pater Kolb, zu dem er ein gutes Verhältnis hatte, zu keinem der Jugendführer aus der Kongregation, denen er sein ganzes Vertrauen schenkte. Er schreibt auch in keinem der Briefe davon bis zu dem Tag, an dem die junge Kongregation sich am 18. Oktober 1914 zum ersten Mal wieder nach den langen Ferien im Kapellchen trifft.

Bis dahin waren über Wochen in ihm die Gedanken gereift, konnte er in Stille beten und für seine Fragen bei Gott im Gebet nach Antwort suchen. Pater Kantenich war innerlich bewegt von dem Anliegen: ‚Wenn wir Maria bitten, zu kommen und als Erzieherin von hier aus wirksam zu werden, weiß ich die Jungen in den besten Händen. Wenn wir sie bewegen könnten, nicht so sehr äußere Heilungs-

wunder zu vollbringen, sondern seelische Wunder zu wirken, Wunder der inneren Umwandlung in so einer schwierigen Zeit, wie sie gerade in der Härte dieser Kriegszeit notwendiger erscheinen denn je, welche Gnade wäre das! Später erklärte er einmal: *Ich wollte, dass Maria mir die erzieherische Verantwortung für die Jungen abnimmt.* Sie sollte sich hier niederlassen und von hier aus die Jungen innerlich führen.

Einen derartigen Wallfahrtsort Marias kann man nicht „machen“, wenn Gott es nicht will. Daher gehörten die Monate vor dem 18. Oktober 1914 zu einer der dunkelsten Zeiten seines Lebens, wie Pater Kentenich bis zum Ende seines Lebens unterstreicht.

Was die Dunkelheit ausmachte, war vor allem die Unsicherheit des Verstandes: Es gab keine Garantie, dass er richtig lag, und die Frage: Will Gott das? war nicht zweifelsfrei zu beantworten. Gott selbst musste antworten durch das Geschehen in der Zeit und vor allem durch die Jungen. Wenn sie sich für dieses Anliegen gewinnen ließen, so war er nicht mehr der Einzige, der mit dieser ungeheuren Bitte an Gott herantrat, Maria möge sich hier als Erzieherin des neuen Menschen, des Christen für die neue Zeit, niederlassen. Entscheidend war für ihn also zunächst, wie die Schüler reagieren würden. Vorsichtig tastend offenbarte er den Jungen in seinem Vortrag vom 18. Oktober seine „*stille Lieblingsidee*“ und vertraute ihnen an, was ihn bewegte:

„Sie ahnen, worauf ich hinziele: Ich möchte diesen Ort gerne zu einem Wallfahrts-, zu einem Gnadenort machen für unser Haus und für die ganze deutsche Provinz, vielleicht noch darüber hinaus. Alle, die hierher kommen, um zu beten, sollen die Herrlichkeit Mariens erfahren und bekennen: Hier ist wohl sein. Hier wollen wir Hütten bauen, hier [soll] unser Lieblingsplätzchen [sein]. Ein kühner Gedanke, fast zu kühn für die Öffentlichkeit, aber nicht zu kühn für Sie. Wie oft war in der Weltgeschichte das Kleine und Unansehnliche die Quelle des Großen und Größten. Warum sollte das bei uns nicht auch der Fall sein können. Wer die Vergangenheit unserer Congr. kennt, dem wird es nicht schwer, zu glauben, daß die göttliche Vorsehung mit ihr noch etwas besonderes vorhat.“¹

Aber Gott kommt nicht „einfach so“. Und so entsteht auch ein Wallfahrtsort von solcher Qualität nicht „einfach so“. Pater Kentenich wagte einen Vorstoß, der nur auf dem Hintergrund des Ersten Weltkrieges adäquat zu verstehen ist.

Schwere Zeiten, so sagt man, provozieren entweder den Helden bzw. Heiligen oder den Schurken. In Extremsituationen zeigt sich, was wirklich in einem Menschen steckt. Pater Kentenich erklärte den jungen Leuten am 18. Oktober also, es genüge nicht, wenn sie ihre ganz normalen Verpflichtungen als Mitglieder einer Marianischen Kongregation erfüllen:

„Meine Forderung geht ungleich höher. Jeder von uns muß den denkbar höchsten Grad standesgemäßer Vollkommenheit und Heiligkeit erreichen. Nicht

¹ Entnommen der Originalhandschrift, dem Urtext des am 18. Oktober 1914 gehaltenen Vortrags. (ASM)

schlechthin das Große und Größere, sondern geradezu das Größte, soll Gegenstand unseres gesteigerten Strebens sein. Sie werden verstehen, daß ich eine solche außergewöhnliche Forderung nur in Form eines bescheidenen Wunsches vorzutragen wage. Wenn Sie aber den Urheber dieses Wunsches wissen wollen, dann darf ich Ihnen wohl eine stille Lieblingsidee kundtun.

Als Petrus die Herrlichkeit Gottes auf Tabor gesehen, rief er entzückt aus: ‚Hier ist wohl sein. Lasset uns hier drei Hütten bauen.‘ Dieses Wort kommt mir wieder und wieder in den Sinn. Und des öfteren schon habe ich mich gefragt: Wäre es nun nicht möglich, daß unser Kongregationskapellchen zugleich unser Tabor würde, auf dem sich die Herrlichkeit Mariens offenbarte.“

Pater Kentenich bezeichnete die kleine Kapelle im Tal als „Tabor Mariens“, „als Wiege unserer Heiligkeit“ und sprach aus, was in ihm lebte, in den vergangenen Monaten gewachsen war. Mitten im Krieg behauptete er: „Eine größere apostolische Tat können wir ohne Zweifel nicht vollbringen, ein kostbareres Erbe unseren Nachfolgern nicht zurücklassen, als wenn wir unsere Herrin und Gebieterin bewegen, hier in besonderer Weise ihren Thron aufzuschlagen, ihre Schätze auszuteilen und Wunder der Gnade zu wirken.“

Gründungsakt - der Krieg und die Auswirkungen

Pater Kentenich beginnt den gesamten Vortrag vom 18. Oktober 1914 mit dem Teil, der ihm bei dieser ersten Zusammenkunft am meisten auf der Seele brennt. Erst im zweiten Teil geht er länger auf die Kriegssituation ein. Er teilt die Euphorie mancher seiner Zeitgenossen bezüglich des Krieges nicht und bringt seine Ansicht auf einen ganz einfachen Nenner: „Ohne Sünde gäbe es keinen Krieg“. Er spricht nicht nur von den Leiden des deutschen Volkes, sondern vom „furchtbaren Völkermorden“, unter dem alle Nationen, auch die der Feinde, zu leiden haben, und davon, was Gott ihnen durch diese Zeit sagen möchte.

Begriffe wie *Sieg, Eroberung, Kampf* beziehen sich bei ihm nicht auf das Schlachtfeld und die feindlichen Kriegsfronten, sondern auf die eigene Innenwelt, wo zuerst die Frage nach Frieden und Versöhnung geklärt werden muss.

Der außergewöhnliche Aufruf, mitten in der schweren Kriegssituation *ein heiliges Leben zu führen* und *Maria* dadurch zu bewegen, hier „Gaben und Gnaden“ für viele Menschen auszuteilen, bleibt bei den Jungen nicht ohne Resonanz.

Doch monatelang tut sich zunächst gar nichts. J. Kentenich schweigt über die Gedanken dieses Vortrags, wiederum weil für ihn die Frage zentral bleibt: Will Gott das? Eine Resonanz in den Jungen läßt sich nicht „machen“, suggestiv oder durch geschicktes pädagogisches Manöver manipulieren. Gerade weil die Jungen in der folgenden Zeit teilweise weit entfernt sind von seinem direkten Einfluss, ist es bedeutungsvoll, dass sie sich in aller Freiheit entscheiden. Und so wartet J. Kentenich geduldig und schweigend, was sich in ihnen tut. Die Reaktion musste aus ihnen selbst kommen.

Pater Kentenich wird im Jahr 1915 nochmals schwer krank, Auswirkungen seiner Tbc aus den Jahren 1906/7 und 1914. In dieser Zeit, da er im Krankenhaus weilt und viele Stunden am Tag liegen muss, reift in den einzelnen Schülern nicht nur ein gegenseitiges hohes Verantwortungsbewusstsein und der Wille, ernst zu machen, sich für andere einzusetzen. Bei einigen wächst auch die Bereitschaft, ihr Leben für die bedeutsame Idee des 18. Oktober anzubieten. Einer der Ersten ist Franz Xaver Salzhuber, der in einem Brief schreibt, dass er sein Leben nicht nur fürs Vaterland zu opfern bereit ist, sondern auch für „Ihren schönen Traum“.

Persönliches Streben

Was sich bald nach dem 18. Oktober 1914 zeigt, ob im Arbeitseinsatz zuhause, in der Gemeinschaft des Internats oder vor allem an der Front und in den Kasernen, ist ein außergewöhnliches sittliches und religiöses Streben der Jungen. Eine beträchtliche Anzahl von Briefen an Pater Kentenich aus dieser Zeit gibt heute noch Zeugnis von dieser Selbsterziehung und ihrem apostolischen Engagement.

„Im Felde habe ich auch öfters Gelegenheit gehabt, fürs Seelenheil zu Tod getroffener Kameraden zu wirken ... An meiner Seite lag einer im Stroh - - - auch den konnte ich auf den Tod vorbereiten so gut es eben ging ... Was war das ein Elend! Diese Szenen kann ich nie vergessen ... Nur schade, daß so wenig Priester zur Stelle sind. In der mehrtägigen blutigen masurischen Schlacht sah ich keinen; wie Tausende verbluteten im Schnee, ohne ein Wort von Reue vorgesprochen zu bekommen. Ich selber lag da und konnte mir in meinen Schmerzen nicht helfen, bis die Sanitäter mich auf der Bahre fort trugen. Aber während ich so da lag, habe ich dem lieben Gott meine Schmerzen aufgeopfert, daß er sich der Seelen der sterbenden Kameraden erbarme. Bitte, Hochwürden, lassen Sie auch in diesem Sinne beten.“²

Ein anderer schreibt an Pater Kentenich:

„Es scheint mir zu gelingen, was Ihr und mein Wunsch war. Vor kurzem hieß es nämlich: ‚Wer meldet sich freiwillig zur Sanitätskolonne?‘ Daß ich mich als der erste meldete, können Sie sich denken. Denn in der Kaserne gefällt es mir gar nicht. Der schreckliche Betrieb ist kaum auszuhalten. Das war doch in Schönstatt der Himmel dagegen. Doch in allem wie Gott will. Wenn ich zur Sanitätskolonne komme, so betrachte ich das als eine große Gnade Gottes, denn so ist es meinem Berufe (gemeint ist der Priesterberuf) am entsprechendsten, dem Vaterland zu dienen.“³

Die Verhältnisse, in denen die Jungen versuchen, ein geistliches und religiös-sittlich hochstehendes Leben zu führen, sind teilweise extrem. So schreibt einer: „Denn es ist jetzt überaus unangenehm in der schönen Zeit, die jetzt beginnt, im Schützengraben zu sitzen, wie ein Maulwurf.“⁴ Wochen-, manchmal monatelang

² A. Keil, Brief vom 16.3.1915 an J. Kentenich aus Gäden. (ASM)

³ F. X. Salzhuber, Brief vom 14.1.1915 an J. Kentenich aus Germersheim.

⁴ S. Heinrich, Brief vom 20.4.1915 an J. Kentenich aus den Vogesen.

kommen sie aus ihren Stellungen nicht heraus und in keine Kirche oder zu den Sakramenten, stehen ununterbrochen unter Beschuss und erleben hautnah die furchtbare Grausamkeit des Krieges, in dem Kameraden neben ihnen fallen, zerfetzt werden und elend sterben müssen.

Apostolat

Überall beginnen die Jungen apostolisch zu wirken: in den Ferien zuhause bei Geschwistern und Eltern, in der Pfarrei, bei Nachbarn und Freunden. Mutig führen sie Glaubensgespräche und –diskussionen, vor allem auch an der Front und in den Kasernen sind sie missionarisch tätig und für andere da.

„Es freut mich in die Front zu kommen, ... Die Verwundeten hier im Lande werden auch ohne mich gut gepflegt. Aber die Armen draußen im Schützengraben, im offenen Schlachtfeld, entbehren sie so oft der nötigsten Hilfe. Angsten und Fischer klagten über die Feigheit u. Trägheit der Sanitäter, und ich glaube es ihnen gerne.“

Einer fasst sich ein Herz und fragt seinen Vorgesetzten, ob er sonntags in die Hl. Messe gehen darf. Im Brief an Pater Kantenich schreibt er:

„Bis jetzt ging ich sonntags ohne Erlaubnis zu den hl. Sakramenten. Das konnte aber nicht lange so weitergehen. Da dachte ich mir, bei der nächsten Gelegenheit will ich den Herrn Feldwebel um Erlaubnis bitten, wiewohl ich mir wenig versprach, da der Herr, aktiv und noch zl. jung, streng und stramm im Dienst ist. Heute beim Löhnungsappell, nachdem ich meine Löhnung empfangen hatte und der Feldwebel kurz vorher in furchtbarer Erregung war wegen eines pflichtfaulen Soldaten, da platzte ich gerade mit meiner Bitte heraus und sah und hörte zum größten Erstaunen, wie er sein Wesen milderte und in ganz freundlichem Tone zu mir sprach: Es freue ihn, wenn seine Leute fromm sind und ich solle jeden Sonntag früh zur angegebenen Zeit zur Kirche gehen. Das genügte mir nicht, ich fragte, ob ich nicht auch werktags in die Messe gehen könne manchmal? Jawohl, antwortete er, jeden Tag solle ich in die Messe gehen, es tue ihm leid, daß er es selbst nicht könne, ich müsse aber fleißig für ihn beten und zwar jedesmal. Im übrigen kann ich in die Kirche gehen so oft ich wolle. Das sprach er vor vielen Leuten, und somit war es ein Glaubensbekenntnis, wie ich es in meinem Leben nie gehört. Ich möchte ihn in Ihr priesterliches Gebet und die Kongregationsgebete empfehlen.“⁵

Ein anderer erzählt im Brief:

„Ich brauche mich nicht zu fürchten, mich als echten Katholiken zu zeigen. Wenn ich beim Essen ein Kreuz mache, macht keiner etwas. Gestern abend hatte ich durch einen Protestanten eine übergroße Freude, der einen Rosenkranz um den Hals hatte. Er wußte nicht, was es ist. Da erklärte ich ihm die Kette, wie er es nannte. Da waren alle ruhig. Um mich bei ihnen in Achtung zu erhalten, tue ich ihnen manche Gefälligkeit. Heute half ich vielen beim Anfertigen ihres Lebenslaufes. ... Es mögen sich also die Rekruten in Schönstatt nicht fürchten.“

⁵ F. X. Salzhuber, Brief vom 20.2.1915 an J. Kantenich aus Landau. (ASM)

Das junge Schönstatt wächst unter extremen Bedingungen und aufgrund zahlreicher Opfer, auch Lebensopfer: Von den 28 ersten Gründungsmitgliedern der Marianischen Kongregation sterben – soweit bisher bekannt – im Alter von 17-30 Jahren 12 Sodalen, also fast die Hälfte. Insgesamt sterben von 98 jungen Mitgliedern über 30 im Ersten Weltkrieg.

Gemeinschaft

Neben der ständigen Todesgefahr und Grausamkeit des Kriegsgeschehens begegnet den Sodalen auch ein sittlicher und religiöser Verfall, moralische Dekadenz. Diese Erfahrungen machen ihnen deutlich, wie sehr rein äußere Religiosität und Moral wie ein *angeklebtes Etikett* sein können, das bei veränderten bzw. schwierigen Verhältnissen *abblättert* und sich somit als unecht erweist. Das bestätigt, was Pater Spiritual ihnen von Beginn seiner Tätigkeit in Schönstatt an nahebringen suchte: *„Es kommen gewiß Zeiten, wo alles in uns wankt ... Nur eines kann uns (dann) helfen: Das sind unsere Grundsätze. Wir müssen feste Charaktere sein.“*⁶

Manche frommen Gebetsübungen erfolgen bei den Mitsoldaten nur, so beobachtet ein anderer Sodale, wenn Gefahr im Anmarsch ist. Danach setze sich weitgehend das oberflächliche Leben und alt Gewohntes fort wie zuvor. Oder die religiösen Übungen gehören zu einer Tradition, deren Sinn sich mehr und mehr verflüchtigt hat. So durchschaut beispielsweise S. Heinrich die frommen Gebräuche beim Militär, die aus ganz anderen Motiven vollzogen werden, als er es in Schönstatt verinnerlicht hat. Die religiöse Praxis resultiert aus Tradition und Konvention aufgrund der Verquickung religiöser mit politischen Elementen: Am Dreikönigsfest wird den Soldaten beispielsweise keine Möglichkeit gegeben, den religiösen Festtag entsprechend zu begehen, aber am Geburtstag des bayerischen Königs erfolgt der Besuch der hl. Messe wie eine „Showparade“.

Inmitten dieser Erfahrungen wird den Schönstätter Sodalen die Gemeinschaft und gegenseitige Verbundenheit besonders wertvoll. Es wächst eine hohe gegenseitige Verantwortung. Sie alle finden sich in einer geheimnisvollen Mitte, die sie so intensiv vor dem 18. Oktober 1914 und vor dem Krieg nicht erlebt hatten: im kleinen Kapellchen im Tal, das ihre geistige und seelische Heimat wird, in der Person Marias, die sie mehr und mehr als Mutter und Erzieherin erleben, und in der Person ihres Spirituals.

Bezug zu Maria, zum Heiligtum und zu Pater Kantenich

Im Laufe des Jahres 1915 entwickelte sich eine immer engere Verbindung zu Maria. Die Jugendlichen erfuhren ihre Hilfe im persönlichen Ringen und entwickelten sehr schnell eine innige Beziehung zum Bild der Mater ter Admirabilis, das am

⁶ J. Kantenich, Vortrag vom 27. Oktober 1912.

19. April ins Heiligtum gekommen war. Entlehnt war der Titel von einem Marienbild in Ingolstadt aus dem 16. Jahrhundert.

Der Jesuit Pater Rem hatte dort nach der Reformation mit jungen Adeligen, die sich als eine christliche Elite erwiesen, eine Erneuerungsbewegung in Gang gebracht, die auf ganz Bayern Ausstrahlung gewann. Das Wort „Ingolstadt“ wurde seit Dezember 1914 in Schönstatt erst vereinzelt, dann von allen als Deckname benutzt, um anzudeuten, dass man die gleichen Ziele einer inneren Erneuerung des Glaubens im Auge hatte wie die Studenten damals in Ingolstadt. Es entstanden erste Fotos des „MTA-Bildes“, die im Sommer 1915 an die Front verschickt wurden.⁷

Auch die Bindung an den Ort Schönstatt intensivierte sich. Die Jungen sehnten sich nach Schönstatt, dem kleinen Kapellchen, wo sie besondere innere Erfahrungen gemacht hatten. Sie versetzten sich geistig mitten in schwersten Kriegssituationen dorthin und erfuhren dadurch eine ungewöhnliche innere Ruhe und Gelassenheit.

Maria entfaltete mehr und mehr ihre Wirksamkeit: eine wandelnde Kraft und die Befähigung zum Apostolat. Mitten im Kriegsalltag erfuhren die Jungen im Glauben die Realität, dass Maria auf die Bitte, zu kommen und sich nieder zu lassen, offensichtlich eingegangen war.

Anhand der Briefe erkannte J. Kentenich, welche Wandlung sich in den Jungen vollzogen hatte. Das Kapellchen wurde auch in Schönstatt zu einer der wichtigsten Anlaufstellen und einem Lieblingsplätzchen der Jungen. Es entstand eine rege Korrespondenz unter ihnen, wobei einer der hiesigen Sodalen die Verantwortung für einen Sodalen im Feld übernahm, diesen informierte, für ihn betete, seine Position in den Diskussionen der Versammlungen vertrat.

Pater Kentenich suchte jeden Brief zu beantworten, schickte den Jungen Pakete mit warmen Socken, Zigarren, Nahrungsmittel ins Feld, auch Rosenkränze, geistliche Literatur und Medaillen für sie selbst und ihr Apostolat.

In den Briefen, die ihm zugesandt wurden, erkannte er, wie bedeutungsvoll diese Briefzeugnisse füreinander sein können. So bat er um Erlaubnis, Ausschnitte dieser Briefe auch andern zugänglich machen zu dürfen.

Sie bildeten die Anfänge der 1916 ins Leben gerufenen ersten schönstattischen Zeitschrift, der „MTA“, die bald in 2000-facher Auflage erschien, an die Fronten Europas gelangte und für das eigene Leben, aber auch für die Strebsamkeit anderer außerordentlich anregend wirkte. Ohne den Krieg wäre sie womöglich nie entstanden und hätte nie eine solche Strahlkraft weit über die Grenzen Schönstatts entwickelt. In dieser Zeitschrift wird 1919 auch zum ersten Mal der erste Teil des Vortrags vom 18. Oktober 1914 abgedruckt, der seit Mitte der zwanziger Jahre als Gründungsurkunde Schönstatts bezeichnet wird.

⁷ Näheres zum MTA-Bild vgl. Peter Wolf, Ein Bild geht um die Welt, Vallendar-Schönstatt 2015.

Ohne den Krieg gäbe es womöglich auch heute noch keine Frauen in Schönstatt, denn die ersten Kontakte ergaben sich durch den Soldaten-Sodalen Franz X. Salzhuber, der im Lazarett Gertraud von Bullion kennenlernte.

Aber ohne den Ausbruch des Ersten Weltkrieges gäbe es auch Schönstatt, wie wir es heute kennen, nicht, denn der Krieg war der unmittelbare Anlass für Pater Kantenich, Maria als Mutter und Erzieherin ins Kongregationskapellchen einzuladen.

LOTHAR PENNERS

GEFÄßE SEINES ERBARMENS

ERWÄGUNG ZU 70 JAHRE KRIEGSENDE ZWEITER WELTKRIEG – IM ANSCHLUSS AN EIN MOTIV BEI JOSEF KENTENICH

Am 8. Mai diesen Jahres endete vor 70 Jahren der Zweite Weltkrieg mit der totalen Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Damit ging ein Krieg zu Ende, der insgesamt 55 Millionen Menschen das Leben kostete. Allein diese Bilanz, ohne Blick auf die dahinter sich verbergenden Einzelschicksale, der Umgekommenen auf Schlachtfeldern und in Gaskammern, bei Massenerschießungen und in zerbombten Städten, der bei Vertreibung und Evakuierung Gestorbenen, lässt erneut innehalten und verweilen bei jenem Tiefpunkt der deutschen Geschichte; wenn man so will: dem Endpunkt dessen, was man das „deutsche Jahrhundert“ genannt hat, dessen Beginn ansetzt mit der anhebenden Wirkungsgeschichte Hegels (+ 1831) und Goethes (+ 1832).

Persönlich war ich im Mai diesen Jahres für einige Tage in Berlin und hatte deswegen Gelegenheit, erneut das Holocaust-Denkmal am Potsdamer Platz aufzusuchen, dessen Steinblöcke wie vom Himmel gefallene Bleiklötze an die sechs Millionen ermordeter Juden erinnern; ebenso die „Neue Wache“ „Unter den Linden“ mit der vergrößerten „Pietà“ von Käthe Kollwitz, welche an dieser Stelle das vielerorts übliche Memorial des „Unbekannten Soldaten“ ersetzt – eine mehr als nur passable Lösung, seinerzeit aufgegriffen und realisiert von Helmut Kohl, auf Vorschlag des damaligen Innenministers Wolfgang Schäuble.¹

Nachdenklich stimmt einen unter Umständen aber auch gerade nach 70 Jahren Kriegsende das neue Regierungsviertel um den wiedererstandenen „Reichstag“ (noch nie war das zentrale deutsche Parlament so positiv rezipiert in weiten Kreisen der Bevölkerung, was sicher auch an der besteigbaren Kuppel liegt), mitsamt dem Bundeskanzleramt, den Ministerien und allem, was sich am Spreebogen mittlerweile angesiedelt hat. – Eine gewisse Nachdenklichkeit, gerade mit Blick auf das Kriegsende 1945, kann sich nicht zuletzt beziehen auf die Unselbstverständlichkeit der Rolle des seit 25 Jahren wiedervereinigten Deutschland in Europa und in der Welt, seine de facto gegebene, von anderen teilweise mit gemischten Empfindungen wahrgenommene Stärke in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht.

¹ Der Hinweis auf die beiden gewissermaßen weltlichen Gedenkorte ist nicht exklusiv gemeint. Deswegen sei ebenso hingewiesen auf den Karmel „Maria Regina Martyrum“ mit dem Gedenken der Glaubenszeugen und dem permanenten Gebetsdienst der Schwestern vor dem beeindruckenden Fresko der Apokalypse von Georg Meistermann – das den universalen Horizont göttlicher und diabolischer Kräfte im Welt- und Zeitgeschehen deutlich macht.

Ein eigener Schwerpunkt immer, aber gerade auch im wiedererstandenen Berlin: die Museums-Insel, ihre teilweise erneuerten Einzelmuseen, mit dem angrenzenden Gelände des ehemaligen Stadt-Schlusses der Hohenzollern, auf dem das „Humboldt-Forum“ in modifizierter Weise im Neuaufbau begriffen ist – mit der Bestimmung, unter anderem umfangreiche Sammlungen verschiedener Weltkulturen zu beherbergen („Stiftung preußischer Kulturbesitz“).

Mein Berlin-Besuch war begleitet von der Ankündigung des von Papst Franziskus ausgerufenen Heiligen Jahres der Barmherzigkeit, das mich seinerseits erinnerte an ein in jeder Hinsicht bemerkenswertes Motiv Pater Josef Kentenichs, das die Botschaft des Evangeliums von der barmherzigen Vaterliebe Gottes angesichts des deutschen Jahrhunderts und seines Tiefpunktes im Zusammenbruch Nazi-Deutschlands existentiell auf nachgerade singuläre Weise auf den Punkt bringt.

Im ersten Vortrag des Gründers, den er bei der Rückkehr aus vierzehn Jahren Verbannung an seinem ursprünglichen Wirkungsort gehalten hat, berichtet er, was ihn beim Heimflug – auf Deutschland zu – bewegte. Er führte dabei aus:

„(Als) ... ich so über den Wolken dahergondelte (gemeint: sein Flug von Rom, wo alle Dekrete gegen ihn gefallen waren, nach Frankfurt), dachte ich gern an den heiligen Augustinus ... an den heiligen Paulus. War ja auch seine Beschäftigung, möglichst tief hineinzuschauen in die Planung des ewigen Vatergottes. Da ist er (Paulus) wieder am Denken, am Grübeln, überlegt, nachdem er die damalige Weltkonstellation sich vergegenwärtigt, wie das denn nun eigentlich kommt, dass so viele Völker Irrwege gehen, zumal sein eigenes Volk. Und dann die große Frage: Weshalb hat ewige Vaterliebe das alles zugelassen? – Und er findet dann letztlich die große, schöne, tiefschürfende Antwort: Damit er sich dieses seines Volkes umso mehr erbarmen könne.“²

Die vorliegende Selbstaussage des Gründers der Schönstatt-Bewegung ist sowohl ihrer existentiellen wie essentiellen Seite nach bemerkenswert. Nicht jeder mit vergleichbarem Schicksal befasst sich beim gegebenen „Sitz im Leben“ mit dem Sinn der universalen Geschichte; nicht jeder ist mit der Theologie des Römerbriefs so „liiert“, dass er sie im Zusammenhang mit der real verlaufenden Geschichte präsent hat; vgl. etwa Röm 5,12: „Wo jedoch die Sünde mächtig wurde, ist die Gnade übergroß geworden“ bzw. Röm 11,32: „Gott hat alle eingeschlossen in den Trotz des Ungehorsams, damit er sich aller erbarme.“

Es ist deutlich, dass Josef Kentenich in diesem Zusammenhang in einer auffallend starken Analogie denkt zwischen der heilsgeschichtlichen Sendung Israels und einer wie immer gearteten geschichtlichen Rolle Deutschlands. Sein Wort von der übergroßen Erbarmung Gottes auch angesichts schwerster geschichtlicher Schuld, in diesem Fall der Schuld Deutschlands, betrifft offensichtlich zunächst einmal den gegebenen Schuldzusammenhang. Insgesamt kann sowohl im Denken des Apostels wie seiner Rezeption bei Josef Kentenich davon ausgegangen werden, dass die Erbarmung Gottes geschenkt wird für den Dienst einer weitergehenden ge-

² Vgl. die jeweiligen Textfassungen des Vortrags vom 24.12.1965.

schichtlichen Trägerschaft. Diese sieht er im Blick auf Deutschland vor allem gegeben indem, was er als „heilsgeschichtliche Sendung des Abendlandes“ zu erkennen glaubt, an der Deutschland aufgrund seiner Lage und Geschichte teilhat und weiter beizutragen habe.

Schaut man auf die geschichtliche Realentwicklung der letzten Jahrzehnte, einschließlich der Deutschland nochmals zugefallenen Rolle in der Mitte des europäischen Kontinentes, mitsamt der ihm begegnenden Zustimmung wie Skepsis, liegt es in gewisser Weise nahe, den paulinischen Gedanken insgesamt weiter aufzugreifen. Der Völkerapostel spricht im Rahmen seiner Theologie der Barmherzigkeit von „Gefäßen des Zornes und des Erbarmens“:

„Gott, der seinen Zorn zeigen und seine Macht erweisen wollte, hat die Gefäße des Zorns, die zur Vernichtung bestimmt sind, mit großer Langmut ertragen ...; um an den Gefäßen des Erbarmens ... den Reichtum seiner Herrlichkeit zu erweisen ...“ (Röm 9,22 ff.)

In Entsprechung dazu mag wiederum in einem analogen Sinne gelten: In dem Maße als Deutschland seine wiedergewonnene Rolle, samt der nochmals erlangten politischen und wirtschaftlich-kulturellen Stärke letztlich als Dienst, als „Gefäß Seines Erbarmens wahrnimmt und einsetzt“, erweist es, dass es die ihm zuteilgewordene Barmherzigkeit durch den Gott der Geschichte „verstanden“ hat.³

Dies müsste sich insbesondere darin zeigen, dass und inwieweit Deutschland bereit ist, ein offenes Haus für alle Menschen in diesem Land zu sein und „Bündniskultur“ in der Mitte Europas in ausgesprochener Weise zu ermöglichen. Das in diesen Jahren als Humboldt-Forum neu erstehende Berliner Stadt-Schloss als bergendes Dach für exemplarische Exponate der Welt-Kulturen könnte insbesondere Symbol sein für den Dialog der Kulturen und Traditionen in der einen Menschheitsfamilie.

³ Es versteht sich von selbst, dass der hier in etwa aufscheinende spirituelle Gedanke das realpolitische Ringen in den verschiedensten Sachfragen nicht ausschließt.

BUCHBESPRECHUNG

Brigitte M. Proksch: Beteiligung – Vielfalt – Dialog. Inspirationen Vinzenz Pallottis zur Ekklesiologie, Friedberg: Pallotti-Verlag 2014, 319 S.

Anlässlich von 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil und 50 Jahre Heiligensprechung Vinzenz Pallottis legt die österreichische Theologin Brigitte Proksch eine wichtige Studie zum Verständnis von Leben und Werk des Gründers des Katholischen Apostolats vor. Von „außen“ geschrieben, doch mit großer Sympathie und Einfühlungsvermögen in die oftmals nur aphoristisch vorliegende Gedankenwelt Pallottis, wird es sicher zu einem Standardwerk für die Spiritualität und Ekklesiologie Pallottis werden.

Nach einem kurzen biographischen Überblick über die Kirchenerfahrungen Pallottis in einer Zeit des Umbruchs, der Restauration und Revolution geht Proksch in Kapitel 1 der göttlichen Berufung des Menschen nach. Sie beleuchtet die Abbild-Theologie Pallottis: der Mensch als lebendiges Abbild des dreifaltigen Gottes – Jesus Christus als vollkommenes Abbild des Vaters. Wenn der Mensch Gottes Abbild ist, darf im Geschöpf Gott selbst verehrt werden. Die Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit Gottes weckt im Menschen ebenfalls die Sehnsucht nach Unendlichkeit. Aus diesem Beziehungsgeschehen erwächst die Berufung zum Apostolat als Lebensweg in der Nachfolge Christi, des erstgeborenen Bruders und Apostels des Vaters.

Dieser Ansatz mag in einer Studie zum Kirchenverständnis erstaunen, doch Proksch gelingt es deutlich zu machen, dass nur aus der mystischen Tiefe die Weite Pallottis zu verstehen ist. So führt Kapitel 2 in das Heiligkeitsverständnis Pallottis ein. Er selbst rang lange mit sich, ob er seinen Wunsch nach einem heiligen Leben im Kloster oder in der Welt erfüllen sollte. Doch er entschied sich, mitten in der Welt seinem Leitwort „sempre più“ (immer mehr) zu folgen, was Proksch als „Unendlichkeit im Komparativ“ (S 118) deutet. Heiligkeit ist für Pallotti Gegenwart Gottes. Brigitte Proksch bringt hier sein Axiom „Gott in allem und immer finden“ zur Sprache.

In Kapitel 3 nähert sich die Autorin dem Charisma Pallottis an. Sie sieht die Inspiration in den Stichworten „alle“ und „Universalität“. Auf diesem Hintergrund deutet sie auch das Prokurensystem als eine Form der Vernetzung von Charismen. Sie sieht in der apostolischen Zusammenarbeit eine Herausforderung zu einem geistlichen Prozess, den Pallotti unter dem Bildwort vom „Coenaculum“ fasst. So kann sie das vorläufige Scheitern der Apostolatsidee Pallottis positiv deuten, indem sie keine Mitgliederrekutierung als Ziel sieht, sondern, wie im Gemälde des Coenaculums, das Pallotti malen ließ, die Strahlen des Geistes über die enge Schar der Apostel mit Maria und den Frauen hinausstrahlen sieht.

Die beiden letzten Kapitel, die immerhin ein Drittel der ganzen Studie umfassen, aktualisieren Charisma und

Kirchenverständnis Pallottis auf dem Hintergrund des Zweiten Vatikanischen Konzils und anhand der vier im Glaubensbekenntnis von der Kirche ausgesagten Eigenschaften. Alle sind heilig und zur Heiligkeit berufen, so greift das Konzil die Inspiration Pallottis auf. Aus der trinitarischen Abbild-Theologie und dem Beziehungscharakter des Glaubens entsteht die Kommunikationsgemeinschaft Kirche. Die Volk-Gottes-Theologie überwindet eine einseitige Rede vom „Laienapostolat“ zugunsten einer „Option für alle“ (S. 244). Wenn Kirche die Zeichen der Zeit richtig deutet und sich als Urbild der Schöpfung versteht, wird sie sich ihrer Katholizität bewusst.

Die daraus folgenden Perspektiven für die Zukunft der Kirche fasst Brigitte Proksch im letzten Kapitel in drei Stichworten zusammen: Beteiligung – Vielfalt und Einheit – Dialog. Es gelingt ihr in beeindruckender Weise eine Aktualisierung Pallottis nicht nur als Vorläufer der Kirche des Konzils, sondern als je-

mand, der in vielfältiger Weise auf die beiden Kirchenkonstitutionen und auf das Dekret über das Laienapostolat eingewirkt hat. Seine Heiligsprechung am 20. Januar 1963 darf deshalb als Siegel auf diesen Einfluss gedeutet werden.

Brigitte Proksch versteht es, aus ihrem eigenen Forschungsgebiet der ökumenischen und interreligiösen Theologie heraus Pallotti in der Mitte der heutigen Theologie zu platzieren. Sie bringt ihn nicht nur in Dialog mit Theologen und Philosophen des 20. Jahrhunderts, sondern zeigt auch Realisierungen im kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext auf. Leider nimmt sie an keine Stelle auf die Rezeption Pallottis in der Schönstatt-Bewegung Bezug. Nach einer 50jährigen gemeinsamen Geschichte und weiteren 50 Jahren schmerzlichen Gegen- und Nebeneinanders wäre es an der Zeit, das Miteinander neu zu entdecken.

Joachim Schmiedl